Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau

Band: 37 (1897)

Heft: 37

Artikel: Johann Adam Pupikofer: Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung

[Fortsetzung]

Autor: Meyer, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Adam Pupikofer.

Beiträge zu seiner Lebensbeschreibung von Dr. Johannes Mener.

(Fortsetzung.) *)

Der Randidat der Theologie.

Nach meiner Ordination begab ich mich, frank an Leib und Seele, in der zweiten Maiwoche des Jahres 1817 von Zürich weg wieder nach meiner Heimat Untertuttwyl bei Wengi. Eigentslich hätte ich das Examen im Thurgau machen und die Ordination von der thurgauischen evangelischen Kirchenbehörde empfangen sollen. Allein dieses thurgauische Examen war so niedrig gehalten, daß ich mich fast schämte, es zu bestehen, und darum vorzog, in Zürich examiniert zu werden. Ich bildete mir etwas darauf ein, daß ich mein Theologicum in der Limmat-Stadt bestanden hatte, während meine ehemaligen Studiengenossen, welche vom Carolinum weg eine deutsche Hochschule besuchten, das ihrige im Thurgau machten.

Als Reconvaleszent hielt ich mich ziemlich lange an die Vorsichriften, die mir mein Arzt in Zürich, der Chorherr Schinz, auf den Heimweg gegeben hatte; doch wollte die Molkenkur, abswechselnd mit isländischem Moose, nicht verfangen. Ich litt viel an Verstopfungen und konnte stärkere Anfälle nur durch viel Beswegung abwehren. Meine Brust blieb immer der schwächere Theil, auf den sich jede Feuchtigkeit warf, so daß ich mich neuerdings aufs Siechbette legen mußte. Noch war ich nicht sicher, daß nicht

^{*)} Bgl. Thurgauische Beiträge f. vaterländ. Geschichte Heft 35 (1895), S. 69—154. — Heft 36 (1896) S. 50—105.

Thurg. Beiträge XXXVII.

ein auszehrendes Fieber mein Leben zuletzt doch wegraffe. Darum bestand meine Beschäftigung in Reflexionen über das Schicksal des Menschen. Nichts hielt mich an der Erde fest als mein sieches Leben. Damit es mich einst weniger schmerze, that ich auf alle Bande der Liebe für die Zukunft Berzicht. Schon das Scheiden von meinen Eltern hätte mich so tief geschmerzt: wie hätte es schmerzen müssen, von Weib und Kind zu scheiden!

Wir lebten damals in dem berüchtigten Hungerjahr; Theuerung herrschte überall, so weit man Kunde vernahm; auch meine Eltern waren in Noth. Meine ganze Umgebung war sinster sehend wie ich selbst. Da hatte ich Gelegenheit, das Elend der theuren Zeit und das Elend der Landleute aus unmittelbarer Nähe zu betrachten. Abgesehen von der Theuerung der Lebens= mittel stand der Zinssuß auf 5 %; anders bekam der Land= mann kein Geld, und von vielen harten Gläubigern wurde der Zins jetzt mit aller Strenge eingezogen. Ein Mann machte sich damals besonders aus diesem Grunde verhaßt, seines Berufs ein Advokat. Ich seufzte mit, wenn die Bauern ihrem Elende Luft machten, und schickte später einige Artikel darüber in den "Schweizerboten" des Hrn. Zschokke in Aarau.

Aus den Stürmen der Revolution und der Ariegsjahre hatten sich im Glaubensleben des Volkes nur noch Trümmer und Scherben erhalten; das Gottvertrauen war in jenen Tagen der Noth sehr gering. Ich erfuhr durch eigene Beobachtung, daß derselbe Zweifelszustand, der damals unter den Gelehrten herrschte, auch die Ungelehrten heimsuchte, daß die einen den Zweifel verstedt oder offen von der Kanzel herunter auf die Köpfe und in die Herzen der Zuhörer streuten, die andern aus Furcht, es könnte vielleicht doch einen waltenden und strafenden Gott geben, die Zweifel zweifelnd in sich fraßen. Auch an Lästerungen sehlte es nicht. "Ich weiß Gott nichts zu leide zu thun für die graussame Noth, sagte ein Mann, als daß ich und meine Kinder nicht mehr beten werden." Ein anderer äußerte sich: "Man

tröstet uns immer damit, der alte Gott lebe noch; allein er hat ja vor einem Jahr und seither gelebt und bei allem Warten und Harren doch nicht geholfen."

Jett konnte ich beobachten, wie Zeiten leiblicher Noth zusgleich Zeiten der Prüfungen des Gottvertrauens werden können, und wie wenige Menschen diese Prüfungen zu bestehen pflegen. Nirgends beinahe traf ich, auch bei frömmern Leuten, ein ganz festes Gottvertrauen an, sondern überall Zweiselsucht. Es war, wie wenn ein drückender Nebel auf dem ganzen Christenvolke lagerte. Mich selbst übersiel fast Verzweislung; ich kniete vor meinem Bette nieder und betete:

Du, den ich nicht nennen kann, Unsichtbarer, Wesen der Wesen, bist du und nimmst du dich der Menschen an und erhörst ihre Vitten, v, so verzeihe meinen Zweisel und meinen Unmuth! Ach, ich bin nicht schuld daran! Aber gib mir doch auch eins von beiden, entweder Tod oder Leben! Erlöse mich aus der Qual dieser Siechheit!

Und dabei vergoß ich Thränen, die mich etwas erleichterten, daß mir das Herz nicht ganz brach. Die Noth der Zeit, meine eigene Noth, meine Düsterheit und die Niederträchtigkeiten, die ich an den Bewohnern meines armen Dörschens wahrnehmen mußte, machten mich zu einer Art von Menschenseind. Nicht daß ich die Menschen haßte; aber ich war grämlich gegen sie und gegen alles, und gewissermaßen mangelte mir theilnehmende Empfindung. Nur als ich einmal einen vollen Roggenacker mit seiner köstlichen, hoffnungsvollen Frucht betrachtete, ging mir das Herz wunderbar auf.

Als sich nun meine Krantheit nicht zum bessern wenden wollte, ließ man mit meiner Zustimmung den Dr. Keller aus Frauenfeld rusen. Als er mich und meinen Umstand geprüft hatte, sagte er: "Es steht schlecht mit Ihnen. Der Arzt in Zürich hat Sie als Phthisiter behandelt; Sie haben aber ein Abdominalleiden; Sie leiden an Verstopfung. Ich werde sehen, daß ich Sie wieder auf die Beine bringe. Es gibt einen lang=

samen, sichern und einen geschwinden, aber gefährlichen Weg. Welchen wünschen Sie einzuschlagen?" "Den fürzern", gab ich zur Antwort. Also verschrieb er mir ein Layativ, von dem ich täglich einnehmen mußte. Die Wirfung war wunderbar; es wurde mir Tag für Tag leichter.

Drei Wochen nachher nahm ich den Weg unter die Füße und wanderte nach Frauenfeld zu meinem Arzte. "Wie zum Henker kommen Sie nach Frauenfeld?" rief er mir fast erschrocken entgegen, als ich zu ihm in die Apotheke trat. "Zu Fuß, Herr Doktor, zu Fuß!" "Nun, Gott sei Dank, dann sind Sie ge= rettet!"

Aber es bildete sich am Mittelfinger der linken Hand eine Geschwulft aus, die sich bald in ein Geschwür verwandelte. Es mag im Juni gewesen sein, als der Arzt mir dieses Geschwür auf dem äußersten Gelenke des Fingers aufschnitt. Lange wollte die Wunde nicht heilen, bis sich eine Söhlung zeigte, die unter das mittlere Gelenke fortgieng. Als diese blos gelegt ward, zeigte sich der Beinfraß (caries) ganz deutlich. Den Vorschlag, mich schnell durch Akmittel zu kurieren, nahm ich an, ungeachtet der angefündigten Schmerzen. Ich litt auch in den ersten Tagen die Atzungen mit einer Art von Indolenz; denn mit dem Schmerz, welcher von einer Brandfruste von dem Umfange eines starken Federfiels und der Länge von etwa einem halben Boll herrührte, faß ich, ohne zu klagen, den ganzen Tag in einer Ede. Co bielt ich es mehrere Wochen lang aus. Der Krankheitsstoff schien sich immer mehr durch diese Wunde abzusondern; die Brust wurde freier, der Geist lebhafter; die Verdauung gieng besser von statten; allein auch die Reizbarkeit verstärkte sich, jo daß mir das Aken immer unerträglicher wurde und ich oft nach dem frischen Ber= band wie rasend in der Stube herumlief, wieder ins Freie hinaus gieng und zurückfehrte, ohne Ruhe zu finden.

In ruhigern Stunden, wenn die Schmerzen nachließen, suchte ich meinen Geist zu beschäftigen. Ich repetierte meine

Ribelungenlied in der Ausgabe von August Zeune (Berlin 1815) in die Hände. Ich las und las mit immer steigendem Interesse, und im Eiser brachte ich es in einer Woche fertig. Der Inhalt ergriff mich mit einer Ueberwältigung, die so hinreißend war, daß ich alsbald eine zweite Lesung dieses Werkes begann. Ein anderes Buch, das ich mit großem Vergnügen durchlas, war die Corinna der Frau v. Staël. Hier beobachtete ich zum ersten Male, wie man gut erzählen müsse, indem man nicht alles an einander hängen, sondern in kleine Abschnitte zerlegen und die einzelnen derselben etwa mit einer Pointe schließen solle. Das Buch reizte mich so, daß ich es nacheinander dreimal las und großen Gewinn für die Vildung meiner Schreibart davontrug.

Aber ich konnte nicht länger bei meinem Bater unthätig verweilen, sondern wollte auf Broterwerb denken. Der Prediger= beruf behagte mir immer noch nicht recht; lieber wäre ich Lehrer und Erzieher geworden. Sobald meine Kräfte etwas hergestellt waren, gegen Ende Junis, richtete ich ein Schreiben an den Aldministrationsrat mit dem Wunsche, für einmal, weil meine geschwächte Gesundheit feine Ranzelgeschäfte erlaube, eine Lehr= anstalt für junge Leute aus dem Kanton einzurichten, oder dann eine Hauslehrerstelle im Waadtlande zu suchen, nebst angehängter Bitte, mir die Sälfte des von der Regierung jum Besuche einer Universität bewilligten Geschenkes von 20 Louisd'or (f. Heft 36, E. 96 fg.) als Darlehen abzugeben, weil ich in meinen jetzigen Umständen Geldes sehr bedürftig sei. Der Kirchenrat stellte mir in seinem Beschlusse vom 27. Juni das erstere frei, gab mir aber den Rath, lieber vorerst eine Hauslehrerstelle zu suchen, als ein Institut zu errichten, beffen Dauer, auch wenn es zu stande tame, immer unsicher ware und für meine Gesundheit noch an= greifender fein mußte als mäßige Prediger=Geschäfte. Bualeich sprach man mir 10 Louisd'or zu als die Hälfte des für den Besuch einer Universität versprochenen Geschenkes.

Von Zöglingen zeigte sich in dieser theuren Zeit natürlich keine Spur. Es war auch ein toller Einfall von mir gewesen. Wie hätte ich in Tuttwyl Zöglinge unterbringen sollen? Die Behörde hatte mir den richtigen Bescheid gegeben.

Mit dem erhaltenen Gelde bezahlte ich noch einige Schulden= reste, und dann reiste ich nach Baden im Aargau, um wegen meines kranken Fingers, wie mir der Arzt anempfohlen hatte, die Bäder daselbst zu benutzen. Von da aus besuchte ich meinen ehe= maligen Lehrer und Freund, Hrn. Prof. Gutmann in Aarau.

Gutmann war nur provisorisch an der aargauischen Ranton3= schule 81) angestellt; nach einem Stundenplan vom Januar 1816 und einem vom 30. April 1817 hatte er die zweite und dritte Lateinklasse, die zweite Griechischklasse und die zweite und dritte Deutschklasse zu unterrichten (zusammen wenigstens 23 Stunden wöchentlich). Alls am Ende des Jahres zuvor Reftor Emers einem Rufe in fein Baterland Folge zu leiften sich entschlossen, murde im Jan. 1817 Friedrich Rortum, bisher Lehrer zu hofmyl, zum Professor der alten Sprachen in Narau gewählt und wurden mit andern Lehrern Unterhandlungen angeknüpft zur Besetzung weiterer Lehrstellen. Zugleich wurde am 14. Januar 1817 beschlossen, es sei Grn. Gutmann schrift= lich anzuzeigen, daß die Direktion ihm keine Gewißheit geben könne, ob er unter die zufolge des neuen Schulplans von der Regierung zu ernennenden Lehrer werde aufgenommen und bestätigt werden. einem Briefe an Bupikofer bezeichnet G. drei Mitglieder der Direktionskommission, Reg.=Rath Rengger, dann Surner und Professor Feer, als die Urheber einer Rabale gegen ihn. An die zweite Professur der alten Sprachen wurde Frang Dorotheus Gerlach am Symnasium gewählt, und im März 1817 Reg. Rath Rengger beauftragt, Ern. Gutmann die ihm bereits schriftlich gemachte Anzeige noch mündlich zu wiederholen, mit der Erklärung, daß er auch im Falle seines früheren Abgangs von der Schule auf die Auszahlung seines vollen halbjäh: rigen Gehaltes bis zum 1. November rechnen dürfe. Um 3. Juni 1817 wurde frn. Gutmann auf sein ausdrückliches Begehren vom 26. Mai von der Direktionskommission die schriftliche Entlassung bewilligt, in der seinem moralischen Charakter und dem gewissenhaften Gifer in Er-

⁸¹) Die Notizen über Gutmanns Anstellung und Entlassung verdanke ich Hrn. Prof. J. M. Rennhart in Aarau. Vergl. Heft 36, Seite 74.

füllung seiner Lehrerpflichten ein ehrenvolles Zeugnis erteilt wurde Gutmann gab dann seine Stunden noch bis zu Ende des Sommerssemesters; am 6. Oktober reiste er von Aarau ab nach Winterthur, von wo er am 12. Oktober nach Greisensee als Pfarrer übersiedelte. Am Sonntag den 2. November wurde er daselbst installiert und hielt auch seine erste Predigt. Später scheint er sich viel mit Meteorologie, Mathematif und Astronomie befast zu haben.

Der vierzehntägige Aufenthalt in Aarau, die Freundschaft Herrn Gutmanns und Herrn Bertschingers in Köllikon (j. Heft 36, S. 60), mit dem ich bei dieser Gelegenheit Auenstein, Brugg, Königsfelden, Schinznach und a. Orte besuchte, trugen außersordentlich viel zu meiner vollen Stärkung bei. Herr Gutmann machte mich mit Heinrich Zschoffe und Prof. Kortum bekannt und empfahl mich durch letztern dem Herrn von Fellensberg in Hospwyl. Mit neuem Leben kehrte ich über Baden und Zürich nach Hause zurück.

Einige Monate später erhielt ich von Hrn. Fellenberg durch Hrn. Gutmann in Aarau eine Einladung zu einer Hosmeister=
stelle bei dem Grafen Latour du Pin. Hrof. Kortum, der scheints Gefallen an mir gefunden, hatte dieses Angebot zu stande gebracht. Zur Bedingung wurde mir der Eintritt binnen Monatsfrist gemacht und ein möglichster Grad der Fertigkeit im französischen Ausdruck. Ich schrieb nun selbst an Hrn. Fellen=
berg als ein Jüngling, der Ausbildung und Vervollkommnung suche, aber sich selbst noch nicht zu rathen wisse.

— "Ich nehme mir die Freiheit, mich sowohl über gedachte Stelle selbst zu erklären, als auch über die Beweggründe, daß ich mich vorzüglich an Ihre Protektion gewendet habe. Der Geist Ihres Wirkens läßt mich versichert, daß Sie mir eine frei= müthige Aeußerung nicht verübeln werden."

"Als mit dem Jünglingsalter der Hang zum Idealischen, durch Studien gefördert, in mir aufgeregt war, erschien in seltsamem Kontrast mit demselben der jetzige Zustand aller Bildungs= anstalten in unserm Kanton. Ich wußte meinem Vaterlande

auf keine bessere Art meine Dankbarkeit für die Begünstigungen in meinen Studien zu bezeugen, als wenn ich mich selbst an diesen leeren Platz stellte. Eine Lehrstelle in Ihrem Institut hätte mir alle Gelegenheit verschafft, mich mit allen zu nachdrücklichem Wirken notwendigen Ersordernissen, mit Kenntnissen, Ersahrungen, Autorität auszurüsten; allein eine stark gefährdete Gesundheit hinderte mich an nachdrücklicher Verwendung dafür, und endlich hörte ich, daß Sie keine Lehrstelle mehr offen hätten."

"Bon diesem Gesichtspunkte aus überlasse ich nun die Beurtheilung, ob die Informator=Stelle bei Hrn. Latour du Pin
mir angemessen sei, ganz Ihrem Gutbesinden. Die Bedingung
eines möglichen Grades der Fertigkeit im französischen Ausdruck
würde sich hoffentlich geben, wenn anders die Zöglinge nicht zu
jung sind. Die übrigen Bedingungen werden, wie ich nicht
zweisle, für mich annehmbar sein; ich werde mich deswegen auch,
ohne noch die definitive Bestimmung derselben zu kennen, anerbieten, mit Anfang Novembers oder, wenn es nicht anders sein
kann, mit dem Oktober einzutreten."

Da ich auf diesen Brief von Hrn. Fellenberg keine Ant= wort erhielt, schrieb ich am 12. November nochmals an ihn.

"Hochgeachteter, Hochgeehrtester Herr! Bereits vor einigen Monaten hatte ich die Freiheit genommen, Ihre Bereitwilligkeit zur Beförderung unserer Kultur auch von meiner Seite in Anspruch zu nehmen und zwar zunächst in Beziehung auf eine Hof-meisterstelle beim Grasen Latour du Pin, deren Avis mir Ihre Güte durch Hrn. Prof. Kortum hatte zukommen lassen. Da ich aber ganz unbekannt war mit den Verhältnissen, in welche ich durch die Uebernahme derselben getreten wäre, so wagte ich es, Ihrer Entscheidung anheim zu stellen, worüber ich in Ermangslung einer Kenntnis mich nicht bestimmt erklären konnte. Allersdings mochte die anscheinende Sonderbarkeit dieser Zumuthung eine Ursache mitgewesen sein, daß ich bisher keine Antwort ershielt. Erlauben Sie daher, daß ich mich deswegen entschuldige, indem ich mich verständlicher mache!"

"Als ich verwichenes Frühjahr unter die reformierte Geist= lichkeit aufgenommen wurde, hatte ich gerade mein zwanzigstes Jahr vollendet. Voll von den Idealen einer vollendeten Bildung, gewahr meiner Unfunde auf dem Telde meines fünftigen Wirkens, fremd dem Menschenherzen und den mannigfaltigen Aeußerungen des innern Lebens, wünschte ich mir sehnlichst Gelegenheit, diese Lücke in meinem Geiste auszufüllen. Mangel an ökonomischen Bülfsquellen versagte mir den Besuch höherer Bildungsanstalten und jeder andern für wünschbar erkannten Unternehmung dieser Art, gebot mir vielmehr mit zwingender Nothwendigkeit, meinem physischen Unterhalt durch die Verrichtung der Geschäfte meines nunmehrigen Standes zu erwerben. Allein die Schüchternheit meines unvollkommenen Bewußtseins, die durch Gründe unterstütte Vorneigung für den Jugendunterricht, eine noch immer anstoßende Stepsis und manches andere, wie es sich in den eigenwilligen Wünschen vereint, hielten mich, so lange meine Wahl frei blieb, von der Kanzel zurück. Da ich in meinem zwölften Jahre, noch mit meinem Bater den Pflug führend, aus meiner Jugenderziehung, die doch gewiß noch eine der besten war, die Unvollkommenheit des Unterrichts, der dem untern Stand zu theil wird, kennen gelernt und gefunden hatte, daß bei weiterm Mangel jeder Art von höherer Bildungsanstalt das Bedürfnis unseres Rantons am meisten von dieser Seite dränge; da ferner die Einseitigkeit der Verstandesbildung, mit Vernachlässigung der übrigen Menschlichkeit, auf mich selbst sehr nachtheilig gewirkt hatte und ich gerade dadurch noch mehr von der Nothwendigkeit der Totalbildung überzeugt wurde: wo konnte ich für meine Be= Dürfnisse, Wünsche, Absichten, für die aus dem gewöhnlichen Ge= leise tretende Wahl meines fünftigen Wirkungskreises besser Rath finden als bei Ihnen, deffen menschenfreundliche Bemühungen jo allgemeines Zutrauen erworben haben und jeden Zweifel ver= icheuchen, welcher das Gemüth eines freilich oft erzentrischen, dabei aber gut gesinnten Jünglings verschließen möchte?"

"Was meine Studien anbelangt, so suchte ich zwar mit Gewissenhaftigkeit alle Fächer, die mir zur Pflicht gemacht wurden, kennen zu lernen; zur griechischen und lateinischen Philologie wurde ich vorzüglich stark angehalten; auch blieb ich nicht unbestannt mit der Physik; aber für die philosophischen Wissenschaften gewann ich ein ganz besonderes Interesse. Das Streben nach Wahrheit trieb mich, alle Tiesen derselben zu durchwühlen. In der Moral glaubte ich zu bemerken, daß Angewöhnung und geslegentliche Ausweckung des idealen Sinnes mehr wirken als künstelich geformte Grundsätze und Autoritäten. Mit der französischen Sprache habe ich mich so weit bekannt gemacht, daß ich die Werke des Rousseau, Corneille, Montaigne mit seltenem Anstoße lese, wiewohl ich freilich überzeugt bin, daß ein solch todtes Studium nie wirkliche Sprachsertigkeit hervorbringen wird."

"Nicht ohne Selbstüberwindung habe ich hiemit mich selbst geschildert nach meinen eigenen Ansichten; ich hoffe, Sie werden mir die Uebertretung des Gesetzes der Bescheidenheit, das jene Erwähnung seiner selbst zu unserer Zeit verbieten möchte, um so eher verzeihen, da mich Nothwendigkeit dazu zwang."

"Wollen Sie mir Ihre Unterstützung nicht versagen, so nehme ich von Ihrer Hand jede Stelle an, die mir Gelegenheit gibt, mein Bedürfnis zu befriedigen, in der Ueberzeugung, daß oft gerade das, was dem zeitigen Wunsche nicht ganz entspricht, den Menschen von einer Seite ergreift, die, bei bisheriger Nicht= beachtung, der Korrestur am meisten bedürftig war. Uebrigens genehmigen Sie die Bitte, mir mein Ord. Test., das Ihnen durch meinen Freund, Hrn. Denzler in Gottstadt soll eingehändigt worden sein, gütigst wieder zukommen zu lassen, indem das Consistorium dasselbe anzusehen wünscht. Würden Sie Testimonia von andern meiner Lehrer für nöthig sinden, so wird sich Hr. Inspektor Horner in Zürich dasür erbötig zeigen. Mit der zustrauensvollen Hossfnung, daß Ihnen meine Offenheit nicht uns

angenehm gewesen und meine Wünsche nicht verwerflich erschienen seien, nenne ich mich Ihren höchst ergebenen

A. Buppifofer, V. D. M.

Natürlich sah Hr. v. Fellenberg bald, daß die Hauslehrer= stelle bei dem Grafen nicht für mich passe. Herr Reg.=Rath Rheinhard hatte sich ebenfalls im Waadtland für mich verwandt, doch etwas langsam, weil man mir wegen meiner Gesundheit nicht recht traute.

In diesem Treiben und Drängen nach einem Ausweg aus meinen bisherigen Verhältnissen machte mich auch Herr Antistes Sulzberger auf eine Predigerstelle an der Fabrik Piedemonte bei Neapel aufmerksam. Der Besitzer hatte ihm das Bestürfnis derselben geschildert. Zu diesem Zwecke reiste ich nun nach Greifensee, wohin unterdessen Hr. Professor Gutmann als Pfarrer gezogen war; von da aus wollte ich dann mit Hrn. Egg, dem Besitzer jener Fabrik, der sich dannals in Zürich ausschielt, unterhandeln. Etwas Bestimmtes sieß sich indessen von seiner Seite noch nicht festsetzen, und, wie es mir schien, nicht eigentlich aus Mistrauen gegen mich. Er nahm zwar mein Anserbieten ad notam; ich erhielt aber keine Einladung mehr von ihm. Meine Mutter hingegen weinte, als ich ihr meinen Plan entdeckte, und sagte, es wäre ihr eins, ob sie mich zu Grabe tragen oder nach Neapel wandern sehen müßte.

Unterdessen wurde mir das Verbleiben im Elternhause immer peinlicher; denn ich wollte nicht länger von seinem Brote mich nähren, besonders auch darum, weil die Familie sich vergrößerte. Am 15. November 1817 wurde meine jüngste Schwester, Elisabeth, geboren.

Endlich nach langem Harren öffnete sich mir eine Aussicht auf Anstellung. Am eidgenössischen Bet=, Buß= und Danktag dieses Jahres war der Pfarrer zu Neukirch im Egnach an einem Schlagflusse gestorben; an seine Stelle wurde dann der Pfarrer Wirth in Güttingen gewählt und Güttingens Pfarrei somit er=

ledigt. Daher begab ich mich zum Antistes Sulzberger in Kurzdorf, und er ermunterte mich zur Meldung. Also reichte ich am 3. Dezember eine Bittschrift in diesem Sinne an die Behörde ein; die Anstellung selbst aber verzögerte sich bis zum folgenden Monat.

Der Zustand meiner linken Hand war indessen noch gar nicht erfreulich. Das fortwährende Ützen hatte dem Knochen wenig, desto mehr dem Fleische geschadet; die Geschwulst hatte sich immer mehr verhärtet, und man hatte nach ein paar Monaten die schmerzhafte Kur aufgeben müssen, um zu sehen, wie sich die Sache weiter entwickeln wollte. Ich hatte wohl auf Wegnahme des Fingers angetragen; aber man hatte nicht einwilligen wollen. Da nun die caries so hartnäckig anhielt, stieg meine Ungeduld endlich auf einen solchen Grad, daß ich ganz entschieden Abnahme des kranken Fingers verlangte. Aber Dr. Keller willigte nur in eine Resektion des kranken Knochens ein, wozu ich mich gern verstand. Mit einer Standhaftigkeit, die ich damals für ein Gezinges hielt, nachher aber beinahe bewundern mußte, schickte ich mich zur Operation an und hielt sie aus. Der Arzt schnitt mir die beiden Knochenköpse des mittleren Fingergelenkes weg.

Während meine Studiengenossen Vogler und Schär noch in Tübingen Theologie studierten, und Hanhart sich zum Eramen vorbereitete, welches Maron bereits bestanden hatte (Heft 36, S. 97), promovierte Rüsch als Mediziner in Würzburg mit einer Dissertation über die placenta prævia und mit einer Disputation über das elementarische Wesen des Wassers und seine heisende Natur. Nach seiner Promotion begab sich der junge Dr. modicinw über Stuttgart, Tübingen, Ulm, Augsburg, München und Landshut, auf der Donau hinunter nach Wien, verbrachte hier ein Viertelsahr im Besuche der Spitäler und verließ die Kaiserstadt am 28. Sept. 1817, um in Halle seine Studien zu beschließen. In einer Landkutsche gelangte er in sechs Tagen von Wien nach Prag, setzte von hier aus den Weg zu Fuß über

Töplitz nach Dresden fort und kam über Berlin, Brandenburg, Lübeck, Hamburg, Braunschweig und Wolfenbüttel am 16. November in der Fridericiana an der Saale an. Er fand in Salle, was er suchte, nämlich die Gelegenheit, sich vor dem Antritt der eigenen Praxis unter einem fundigen Patronat in dieselbe einzu= weihen. Naffe übertrug ihm wichtige Krankheitsfälle in der Klinik, und da er in der Behandlung glücklich war, gründete er sich bald einen kleinen Ruf unter dem Namen "Schweizerdoktor". Im Gebärhause schickte man vorzugsweise nach ihm, wenn Niemener nicht gleich bei der Hand war. Unter den Studiosen in Halle herrichte indeß derselbe arrogante, privilegiensüchtige Ton wie in Tübingen. Schalt man in Tübingen den Kreis der Musensöhne, welche all den burschikosen Unsinn nicht mitmachten, "Nachtstuhlia" (vgl. Heft 36, S. 88, Anmerk 77), jo nannte man ihn in Halle "Sulphuria" (Schwefelbande); es versteht sich von selbst, daß Dr. Rüsch zu den Sulphuristen gehörte. Aufs Frühjahr 1818 wollte er in fein Baterland zurückehren.

Aus dem Briefe D's. an Doktor Rusch im Weimarischen Sause in der Mertenstraße zu Salle. Tuttmil den 29. Dez. 1817. — Bielleicht vermutest du mich als Hofmeister bei einem Grafen, bei dem ich Glück und Zufriedenheit zu finden mir einmal schmeichelte? Sieh, auch dies hat mein Schicksal mir vorenthalten! Ein Finger wars, an dem es mich fesselnd festhielt: am Mittelfinger der linken Sand treibt eine caries nun schon seit einem halben Jahr ihr Unwesen und zieht da= durch einen Flor über meinen ganzen Denkungs: und Empfindungs: freis, der mir die Jugendfreude und Lebensfreude verbittert und selbst das Edle und Gute, das ich sonst in den Menschen ehrte und liebte, zum Berrbild verunftaltet. Meine Ungeduld ftieg schon oft, wie ich glaubte, aufs höchste, zerarbeitete sich aber wieder an sich selbst. Bor drei Wochen drang ich bei Hrn. Dr. Reller durchaus auf eine ent= scheidende Unternehmung: ich wollte die Amputation; er schnitt mir aber nur die beiden Knochenknöpfe des mittleren Fingergelenkes aus und versicherte mir baldige Seilung. Allein eine Woche um die andere geht vorbei; mein Zustand verharrt, und ich gewinne dabei nichts als eine bittere Unempfindlichkeit, die ich in meinen Reden und Sandlungen mit Mühe verberge. Der Winter ift da; es fturmt und friert, und die freie Natur, die mich sonst wieder erheiterte und aussöhnte, ist mir verboten. Die Musen kehren in meiner väterlichen Wohnung nicht ein und können mich nicht erfreuen; denn sie meiden das Geräusch des geistlos betriebenen Broterwerbs und vergesellschaften sich wohl nur zum Spaß mit Kindergeschrei.

Meine Aussichten in die Zukunft? Aehnlich der Resignation des Spielers mitten im Wurf um sein Alles oder Nichts. Ich hatte geshofft, in Italiens Gesilden ein Heilmittel zu suchen und wollte mich bewerben um eine Religionslehrerstelle in der Nähe von Neapel. Entsweder Tod oder Leben! dachte ich; was soll körperliches und geistiges Siechthum? Meine Mutter weinte, und ich blieb. Nun habe ich mich um die Pfarre in Güttingen beworben; du kennst des Dorfes reizende Lage. Einstweilen übernehme ich sie nur vikariatsweise mit allen Rechten eines Pfarrers; denn es soll nur ein Bersuch sein. Seht es gut, nun, so bin ich noch, was ich bin; geht es nicht nach meinen Wünschen, so habe ich mir nicht unbeträchtliche Unkosten für die Wahl erspart.

Ich stehe jett am Ende dieses Jahres; nur noch ein Tag und zwei Nächte trennen mich von seiner letten Stunde. Wenn ich zurückdenke, was es für mich gewesen, dieses Jahr, das einundzwanzigste meines Lebens, das Sahr der fröhlichsten Jugendfülle - hier machten Empfindungen des Schmerzes und der Wehmuth eine kleine Bause. Jest spekuliere ich wieder wie gewohnt darüber hin und finde mich in manchem Betrachte fehr verändert. Die ehemaligen Schonheiten sind Traumbilder geworden, und wo ehemals Blumenthore ftanden, fteht jett eine schwarze Tafel mit der Inschrift: Nur das Vergängliche, mas du mährend deines Wallens durch das Erdenleben im Fluge erhaschest, ist dein. Sei mit dem gegenwärtigen Augenblick zufrieden! Schenkt dir der folgende noch etwas, fo bist du Dank schuldig; gehst du leer aus, so murre nicht, sonst wird dir deine Leidens= last verdoppelt. In jugendlicher Begeisterung fühlte ich wohl schon Muth genug, mich der Reihe jener Männer anzuschließen, die ihr Vaterland Wohlthäter und die Menschheit ihren Ruhm nennt, und jest bin ich schon so weit vorgerückt, daß ich mit Salomo Eitelkeit predigen möchte. Wahrlich, es ist zu früh — ich fühle es — es ist zu früh. Aber wie mich aus dieser Befangenheit herausarbeiten? . . .

Für meine Metaphysik habe ich unterdessen nichts gewonnen als Zweifel und das Unaussprechliche, das freilich wichtig genug ist und mich mit den pysiologischen Beobachtungen an meinem eigenen Gemüthe in etwas entschädigt. Allein juvat aliquando sanire, und dafür

habe ich jett fast alle Empfänglichkeit verloren; ich habe die Mängel des Greises ohne feine Borzüge

Wann sehe ich dich wieder mit leiblichen Augen, Freund meiner Seele? Wann mögen fich unfere Gemüther wieder gemeinschaftlich und eben deswegen desto stärker zu dem Ziele schwingen, das uns Freude, Ruhe und äußeres Glück verschaffen wird? . . . Es hat mich sehr gewundert, daß du dich den Winter über in Salle aufzuhalten beschloffen haft. Was gefiel dir dort besonders? Bift du des Reisens mude geworden, oder hoffit du daselbst mehr profitieren zu können als in Böttingen, Baris 2c. 2c. Oder verschiebst du den Besuch letterer Städte bis ins Frühjahr? Schreibe mir bald von deinen Absichten und Plänen, mit der bisherigen Adresse: abzugeben bei hrn. Bräzeptor Rappeler in Frauenfeld. Dein beharrlicher Freund

A. Buppikofer, V. D. M.

Ungefähre Rechnung über meine Studien-Unkoften.

1811—1814 bezahlte ich in Frauenfeld wöchentlich 2 Gulden Tischgeld; das macht nach Abzug von 4 Wochen Ferien jährlich 48 Wochen oder fl. 96 in Summa fl. 384.— 12.— 1811 Schulgeld 1812 Schulgeld, dazu noch fl. 40 für Privatunterricht " 52.-1813 und 1814 fl. 66 für Unterricht 132.-1815 und 1816 in Zürich bezahlte ich Tischgeld fl. 31/2 Bürcher Währung oder fl. 3. 51 rheinisch, das macht mit Abzug von etwa 6 Wochen Ferien jährlich 46 Wochen, also für beide Jahre 354.12 Wegen der Theuerung 30 Kreuzer Nachgabe für 12 Wochen 6.36Beichenke, Taschengeld, Bücher, Rleider für beide Sahre in Zürich 100.— Summa der Ausgaben fl. 1040.48 Rr. Dafür bezog ich von der Regierung: 1812—1817 jährlich 10 Louisd'or, macht 50 Louisd'or oder fl. 550. 1816 entlehnte ich von Hrn. Präzeptor Kappeler fl. 150, macht beides in Summa fl. 700.—

Meinem Bater tamen mithin gur Laft an Baaraus-

lagen fl. 1040.48 — fl. 700 = fl. 340.48 Rr.

Was ich in Frauenfeld an Büchern brauchte, verdiente ich durch Privatunterricht. Kleider, die ich 1817 machen ließ, bezahlte ich Hrn. Liggi von Güttingen aus mit fl. 60.

1818.

Der Bifar.

Um Neujahr 1818 erklärte mir der Arzt, ich dürfe es num schon wagen, zu predigen. Darum wanderte ich wieder nach Kurzdorf zum Antistes, um mich zu erkundigen, wie es mit meinen Aussichten auf eine Anstellung im Kirchendienste sich vershalte. Er flößte mir gute Hoffnung ein, und wirklich bekam ich unterm 13. Januar eine Zuschrift vom Kleinen Kath des Kanstons Thurgau, wodurch mir mitgeteilt ward, daß die definitive Besetzung der Pfarrei zu Güttingen sonschlichen verschoben, mir hingegen das Vikariat derselben sowohl mit allen Geschäften und Verrichtungen, als auch mit dem Genusse des sämtlichen Einkommens der Pfründe auf unbestimmte Zeit übertragen worschen sei.

Im Februar schlug ich den Weg nach dem Bodensee ein, wanderte nach Güttingen, stellte mich dort den Kirchenvorstehern als Vikar vor und hielt auch alsbald am Sonntag darauf meine Antrittspredigt, die der Gemeinde gesiel. Anfänglich ließ ich mich in einem Privathause daselbst beköstigen; bald aber sieng ich einen eigenen Haushalt im Pfarrhause an. Begreislich nahmen mich im Anfang die ungewohnten Amtsgeschäfte vollkommen in Anspruch.

Im Frühjahr erwartete ich meinen Freund auf seiner Heimreise.

An Doktor Rüsch in Tübingen. Güttingen, den 8. April 1818. — Wie und warum ich hieher mich geworsen, wird dir Hr. Bogler (der seine theologischen Studien in Tübingen eben jett abschließen und nach seiner Heimat Frauenfeld zum Examen zurückkehren will) gesagt haben, und ob hier in Güttingen gut wohnen sei, werde ich dir hoffentlich bald mündlich sagen können. Also gleich zur Hauptsache! Deine Schwester will dir nach Frauenfeld entgegenkommen, und ich soll sie nach deinem Bunsche dahin geleiten. Mit Vergnügen werde ich es thun, da ich ja wahrscheinlich ohnedies denselben Weg nach Frauenfeld machen müßte. Sehr lieb wäre es mir aber, wenn die Reise einen Tag früher vor sich gehen könnte, weniger weil mich die

Sehnsucht um den Zeitraum eines Tages markten heißt, obaleich diese auch nicht leer ift, als weil ich am Sonntag einen Lehrstuhl zu versehen habe und zugleich einige Zeit fürs freundschaftliche Beisammenfein gewinnen möchte. Uns recht beluftigen werden wir am Sonntage nicht dürfen, weil gerade Kirchweihfeier in Frauenfeld 82) sein wird. Beffer ware es daher, die allgemeine Freundschaftsfeier auf den Montag ober Dienstag zu verschieben; denn wenn wir dem Sonntag ausweichen könnten, so mare für mich und die übrigen Candidaten 83) ein Strupel gehoben. Srn. Vogler habe ich geschrieben, Ihr möchtet, wenn fie nämlich Deiner warten, die Reise über Reutlingen und Ueberlingen oder Friedrichshafen, Ronftang 2c. 2c. einschlagen, damit ich Guch an der Grenze empfangen könnte. Es kommt mir aber erst jetzt in den Sinn, daß Ihr vielleicht eine gemeinschaftliche Lustreise vorhabt. Wird mein Vorschlag angenommen, so erwarte ich natürlich vorher bestimmten Bericht; bleibt dieser aus, so bleibts bei der Abrede nach Frauenfeld, in Betreff welcher, im Falle einer Abanderung, Du Dich nur mit Deiner Schwester verfteben darift.

Ich wohne jetzt ganz allein in einer sehr artigen und bequemen Pastorei. Mäuse und Grillen könnte ich allenfalls zu Gesellschaftern rechnen; ich lasse denselben auch freien Lauf, wenn schon sie mir oft den Kopf zerwühlen, und hosse, Du werdest mir wenigstens die letztern von diesen Ruhestörern vertreiben. Voll von der sehnsuchtsvollen Erzwartung Deiner baldigen Ankunft habe ich Dir nichts mehr zu sagen, als daß ich Dir eine vergnügte und glückliche Herreise wünsche

Dein Buppikofer, Pfarroikar.

Wenige Wochen war ich in Güttingen thätig, so erhielt ich von Hause die Nachricht, meine Mutter sei schwer erkrankt. Acht

⁸²) Die evangelische Kirche zu Frauenfeld wurde eigentlich am 21. Dezember 1645 eingeweiht. Da sie aber der heil. Dreifaltigkeit gewidmet wurde, so wurde damals schon der Kirchweihtag auf den Sonntag der heil. Dreifaltigkeit angesetzt. Pupikofer, Gesch. v. Frauensfeld 1871, S. 276. Im J. 1818 siel der Trinitätssonntag auf den 17. Mai; darnach bestimmt sich ungefähr die Zeit der Heimreise Rüschs.

S3) Unter diesen Kandidaten versteht er wohl Bogler, Hanhart und Schär, die am 25. Aug. und 27. Oktober 1818 das theologische Examen machten. Schon im Frühling mußte Bogler als Vikar nach Märstetten, K. Hanhart in gleicher Stellung nach Müllheim gehen.

Tage darauf den 6. April, schrieb mir der Hausarzt Dr. Barth von Matingen persönlich über den Zustand derselben.

"Ihre I. Mutter ist gerettet; heute hat sie die letzte Arznei bekommen; in einigen Tagen wird sie das Bett verlassen. Dies habe ich vor 6 Tagen nicht geglaubt, kaum geträumt. Run aber sei es dem Himmel gedankt, daß dieser dunkle Traum in Erfüllung gegangen ist! D, dies wäre ein harter Schlag für Sie und die I. Ihrigen gewesen; es hätte Ihren guten Vater beinahe ins Grab gebracht; aber jetzt lebt wieder alles neu auf in Ihrem Hause!"

So tröstlich diese Nachricht über meine gute Mutter lautete, fo wenig tröftlich sah es in meinem Innern aus. Mir wars immer, als hätte ich meinen Lebensberuf verfehlt. Ich kam mir in meiner Lage fast närrisch vor. Als einundzwanzigjähriger junger Mensch ohne Lebenserfahrung sollte ich erwachsenen Leuten in Nöthen und Fährden Rath schöpfen aus ewigem Born, und war jelbst rathlos, sollte am Krankenbette Trost spenden, und hatte selbst keinen Glauben, sollte werkthätige Silfe gewähren, und war selbst ein armer Tropf. Es überfiel mich auf einmal eine Schüchternheit und Berzagtheit in Ausübung meines Amtes, daß ich fand, ich passe nicht zu einem Seelsorger. Heimlich gieng ich bei mir mit dem Gedanken um, Arzneiwissenschaft zu studieren. Ich hatte mit Rusch, weil er kein besonders starker Lateiner war, Boerhavens Buch de febri übersett und dadurch nicht wenig Interesse für medi= zinische Kenntnisse gewonnen; außerdem hatte Dr. Keller, als ich 1817 zu Hause bei meinen Eltern frank lag, und ich ihm eine Neußerung in diesem Sinne that, zu mir gesagt: "Wenn Sie Arzt werden wollen, jo ist das für einen studierten Mann wie Sie keine Hererei. Die ganze Medizin operiert mit etwa sechs bis sieben sichern Regeln; das andere ist Sache der Diagnose. Allerdings müßen Sie dann noch Anatomie studieren; denn die ist eine Hauptsache bei unserer Wissenschaft."

Allein an weitere Studienausgaben konnte ich bei meinen

Vermögensumständen nicht denken; also mußte ich diesen Gesdanken aufgeben. Nun hatte ich von Zürich her einen Studiensfreund Namens Denzler aus Dießenhosen. Der war im Mai 1817 nach Biel gereist, um sich daselbst für eine Lehrstelle in Nidau oder Biel persönlich zu melden; allein er bekam keine von beiden, sondern Appenzeller, der Pfarrer in Brütten bei Wintersthur, und noch ein anderer waren ihm zuvorgekommen. Statt dessen gelang es ihm, eine Stelle zu Gottstadt an der Zihl, wo Pfarrer Zehender eine Privatanstalt unterhielt, zu bekommen. Hier verweilte er ungefähr ein Jahr lang; dann kam er als Lehrer an die Anstalt des Herrn v. Fellenberg in Hoswyl, wo er bis Ende des Jahres 1818 blieb. Dieser Denzler empfahl mich dem Herrn v. Fellenberg, mit dem ich bereits früher in Briesverkehr getreten war.

Alljo nahm ich meinen Stab und wanderte gen Sofwyl, um alle Verhältniffe genau in Augenschein zu nehmen. lernte ich meinen thurgauischen Landsmann J. J. Wehrli aus Eichikofen 84) kennen, von deffen Erziehungsberufe mir ichon sein Bater in meinen Knabenjahren, nämlich im Jahre 1810, ge= sprochen hatte. In dem genannten Jahre wurde er nach Hofwyl beordert, um dort einen Lehrerfortbildungsfurs mitzumachen. Dr. v. Wellenberg erfannte bald die Tüchtigkeit des jungen Thur= gauers und beschloß, ihn zum Erzieher verwahrloster Rinder, an denen das Baterland damals so reich war, auszubilden. Ich traf ihn, als er mit seinen Zöglingen wie ein armer Tage= löhner barfuß und in schmutigem Gewande auf dem Felde ar= beitete und sonst alle niedrigen Dienste verrichtete. Dieser Anblick erregte in mir die Meinung, Fellenberg treibe hier mit diesem gutmüthigen Wehrli Misbrauch und eine Art Ausbeutung seiner geistigen und leiblichen Kräfte. In Hofwyl traf ich noch einen andern Landsmann aus dem Thurgau, Andreas Stähele

⁸⁴) Pupikofer hat ihm ein litterarisches Denkmal gesetzt: Leben und Wirken von Joh. Jak. Wehrli. Frauenfeld 1857. 8°.

von Sommeri, der am Fellenbergischen Institut Lehrer war und seinen Zöglingen mit Lebhaftigkeit und Gewandtheit Geschichte vorstrug. Von hier aus schrieb ich folgenden Brief an Gabriel Rüsch:

Liebster Freund! Lange stand ich an, ob ich Dir von hier aus Nachricht von mir und meinem Befinden geben solle; ich hätte es lieber mündlich gethan und um so lieber, da ich eigentlich noch nichts Bestimmtes sagen kann, ob ich hier bleiben werde oder nicht. Zwar behandelt mich Herr Fellenberg außerordentlich freundschaftlich, und es ist hier ein Kreis von jungen Männern, wie man sie kaum auf der größten Univerisität antrifft; dies reizt und lockt mich stark. Aber was ist denn der ganze Endzweck davon? Ich wenigstens kann mich auch jett noch nicht überzeugen, daß die erhabenen Ideen, die Berr Fellenberg hat, daß von Hofwyl aus schweizerische Rechtlichkeit und Kraft sich über die Schweiz verbreiten soll, wie die Freiheit vom Grütli ihren Ursprung herschreibt, auch wirklich könnten ausgeführt werden. Was indessen die Folgen davon wären, ist offenbar. Nicht nur die Kraft jedes einzelnen Menschen, alles zu thun, was ihm sein Gewissen sagt, daß zu thun sei, sondern auch für den Staat ein Patriotismus, der kein Unrecht weder an sich noch an andern leidet und dem Geiste des von Bern aus so gefährlich aufstrebenden Aristokratismus gerade ent= gegen gesett ift."

"Ich finde es an mir selbst nicht erklärlich, warum ich von dieser hohen Idee nicht stärker ergriffen werde. Vor einigen Jahren wäre ich im stande gewesen, Leib und Leben, Gut und Blut dafür aufzusopfern, und ich hätte mit frohlockender Freude die Gelegenheit ergriffen, mitzuwirken in diesem Vereine edler und hochherziger Menschen. Liegt die Ursache in meinen Begriffen und veränderten Ansichten? Oder liegt sie in körperlicher Beschaffenheit? Oder gar im Herzen? Letteres wirkt freilich ein, wenn man es auch oft nicht meint, und daß das meinige gegenwärtig nicht ganz auf dem rechten Flecke stehe und mit sich auch den Geist auf die Seite gezogen habe, könnte ich nicht wohl in Abzrede stellen."

"Sonst war mir das Reisen eine Herzensluft, jett eine Last. Reine Gegend schien mir schön, vielleicht weil ich sie nicht anschauen mochte, und wenn ich sie anschaute, mit Güttingens Lage und Pfarrhaus verglich. Denn immer trat es aufs neue vor meine Seele, für welchen Zweck ich hieher gehe. Wie großen Untheil Deine Schwester daran habe, zeigt sich daraus, daß, als ich endlich meine Pläne und Aussichten ordnete und dabei auch sie für mich gesichert

hatte, ich sogleich zufrieden und ruhiger ward. Ich dachte über Deine Acußerungen vom Familienleben, vom Glück desselben und von der Bervollkommnungskraft desselben oft nach und hörte bisweilen auch von einem Freunde mit Ueberzeugung versichern, daß Zartheit der Gestühle, Theilnahme an Menschenglück und allgemeiner Wohlfahrt, ja selbst der religiöse Sinn durch die Bereinigung der Geschlechter geweckt und gesteigert werde."

"Ich weiß nicht, ob ich meine gegenwärtige Kälte für alles, was das Gemüth der Menschen sonst mächtig anspricht, mir als einen Fehler anrechnen soll, oder ob sie gerade diesenige Verfassung ist, welche unz getäuscht von den umgebenden Verhältnissen und von sich selbst, das Leben nach seinem wahren Werthe schätt. Das letztere kann ich kaum glauben und wünsche mich deswegen herauszuarbeiten, wünschte mir wieder zu erkämpsen sene Begeisterung für Menschliches und Söttliches, die mich ehemals belebte. Herrn Fellenbergs Umgang könnte mir vieleleicht diesen Wunsch gewähren; denn es ist wirklich erstaunend, was er gethan und aufgeopfert hat zur Rettung der dem Ruin entgegenzgehenden Menscheit.

Ich muß gestehen, die Lust bei Hrn. von Fellenberg in Dienst zu treten, war mir fast vergangen. Ich verweilte nur fünf Tage in Hoswoll. Nachdem ich nämlich von allem Augenschein genommen hatte, begab ich mich zu Hrn. v. Fellenberg, um von ihm den Entscheid zu holen. Er eröffnete mir, daß er gegenwärtig für sein Institut keinen Philologen brauche; für Realien sei ich nicht genugsam instruiert; aber ich sollte einsteweilen als Prediger bei ihm bleiben, jedoch mit der Bedingung, daß ich ihm das Manuskript einer jeden Predigt vorlege. Er hatte nämlich gemerkt, daß meine Theologie eine durchaus rastionalistische Färbung hatte, und diese wollte er für sein Institut durch Censur meiner Predigten unschädlich machen. So trennten wir uns. Ich erbat mir Bedenkzeit und wanderte wieder in die Ostschweiz nach Güttingen in mein Vikariat, mit der wachsenden Ueberzeugung, daß ich zu Fellenberg nicht passe.

Das Schicksal schien mir zuzurufen: "Du mußt beim Pfarrsamt bleiben, werde daraus, was da wolle!" Ich machte mich jetzt mit diesem Gedanken vertraut und gewann auch manche

Anregung von den Geiftlichen der Nachbarichaft. Mein nächster Nachbar am Bodensee war Pfarrer Paul Ludwig in Altnau (1800—1832), ein Bündner von Schiers, der zugleich die Stelle eines Notars versah. Seine Söhne nahmen angesehene Stellungen im Leben ein; der eine war ein gesuchter Advokat, der andere Pfarrer zu Ems im Bündnerlande, und der dritte lebte als Buchbinder in Mailand und Neapel, wo er sich um die Rrankenpflege so verdient machte, daß ihn der König deswegen besonders auszeichnete. Ein zweiter befreundeter Nachbar mar der Pfarrer Adrian Schieß in Langrickenbach (1814—1841), gebürtig von Herisau und Vater des befannten eidgenöffischen Ranglers. Ein dritter war der Pfarrer Joh. Konrad Ummann in Scherzingen (1816-1823), gebürtig von Ermatingen, einer der bestunterichteten Geistlichen des Thurgaus. Weitere Nachbarn waren: Walser in Regweil, Beidegger in Rogg= weil, Walser in Berlingen. Wir hatten jeden Donnerstag eine Zusammenkunft; da wurde gesungen, disputiert und politisiert.

Außerdem nahm ich theil an dem Lehrerverein des Bezirks Gottlieben mit andern Kollegen des Pfarramts; er bestand damals aus 20 Lehrern und 6 Geistlichen. Die Lehrer lieferten in diesem Bereine Auffähe, worin sie ein Schulfach der Elementarschule um das andere besprachen; die Kritik übertrugen sie uns. Es beteiligte sich an diesen Berhandlungen auch Pfarrer Werdmüller von Tägerweilen. In diesen Versammlungen, die jeden Monat stattfanden, machte ich mich mit der Pädagogik verstraut, indem ich tiese Blicke in den Stand der Schulen, die Bildung der Lehrer und die Zeitfragen des Unterrichtswesensthun konnte. Hier sind die Wurzeln meiner spätern Wirksamseit in Kirche und Schule.

Durch derartigen Verkehr mit gleichgesinnten Amtsbrüdern und strebsamen Lehrern versöhnte ich mich allmälig wieder mit den Menschen und mit meinem Berufe.

In meiner damals noch kleinen Bibliothet hatte ein dicker

Foliant Plat gefunden, den ich aus dem Elternhause zu Tutt= weil nach Güttingen ins Pfarrhaus mitgebracht. Es war das die "Chronif gemeiner Gidgenoffenschaft von Städten, Landen und Bölkern, beschrieben durch Johannes Stumpf" (geft. 1566). Schon als Knaben hatten mich die Bilder und Wappen Dieser Chronik gefesselt. Bar oft hatte ich sie zu Hause durch= blättert, indeß der Anblick des dem Dorfe gegenüberstehenden hehren Schlosses Sonnenberg meine jugendliche Phantasie be= lebte (f. Heft 35, S. 83). Diefes alte Buch holte ich mahrend einer müßigen Stunde im Sommer hervor, ichlug darin den mir wohlbekannten Abschnitt über den Thurgau wieder auf, und da mich zunächst die schöne, wenn auch alte Sprache des wackern Chronisten überraschte, so las ich jett aufmerksamer und mit den Augen und dem Sinne des studierten Mannes darin. Bald regte sich beim Lesen die natürliche Frage in mir: Sat denn die Geschichte des Thurgaus seit Stumpfs erstem Versuche nie mehr eine Bearbeitung gefunden? Diese Frage nur stellen, hieß schon einen Entschluß anregen. Zunächst tam mir der Gedante, ich wollte alles zusammenschreiben, was man über die Beschichte des Thurgaus fenne und begann sofort mit Auszügen aus Stump und dann aus Johannes Müller. Die Ernte daraus war aber nicht ergibig, sondern fast zum Berzweifeln mager.

Um die Mitte des Brachmonats machte ich einen Besuch bei meinem Freunde Dr. Küsch zu Speicher im Appenzellerlande. In seinem Heimatorte fand der junge Arzt bei seiner Kückschr nicht weniger als sechs Aerzte, die seine medizinische Laufbahn treuzten. Das benachbarte Trogen lieferte zudem auch noch ein nicht zu verachtendes Kontingent an Priestern des Aestulap, welche sich in die Tempel= und Opfergaben derzenigen von Speicher theilten. Kein Wunder, wenn Küsch an den Hochusern der Steinach länger auf eine erkleckliche Anzahl von Patienten warten mußte, als er es sich unter den Halloren an den Flachusern der Saale geträumt hatte. Ueberdies schien der junge Arzt bei seinen ersten

ärzlichen Behandlungen und Rezeptierungen den Berdauungszu= ständen der sikenden, viel Kafee, Rase und Milchspeisen ver= zehrenden Weber und Fabrifanten zu wenig Rechnung getragen und allzu schwache Evakuation in Anwendung gebracht zu haben. Rurg, Dr. Rüsch war über die langsame Zunahme seiner Batientenzahl so entmuthigt, daß er sich ernstlich mit Auswande= rungsgedanken beschäftigte und zu diesem Zwecke an Freunde in Amerika sich wendete. Als Idealist und junger Gelehrter wollte er sich durchaus nicht herbeilassen, den Gemeinderegenten den Hof zu machen und die "Höptmeli=Gunft" zu erwerben, die da= mals im Appenzellerlande so mächtig gewesen sein soll. 85) Ber= gebens redete ich ihm zu, sich noch ein wenig zu gedulden und auf beffere Zeiten zu hoffen. Freundlicher gestaltete sich mein Umgang mit der Schwester, von der ich mich nur ungern trennte. Auf der Heimreise empfand ich das Gefühl der Sehnsucht nach ihr wie noch nie.

An Dr. Rüsch in Speicher, 21. Brachmonat 1818. — Wenn ich Dir ausführlich darstellen wollte, mit welchen Gesinnungen und Gefühlen ich nach Hause gekommen sei und unterdessen die Zeit zugebracht habe, so murdest Du mich wohl der Wiederholung des schon Gesagten beschuldigen. . . . Ich hatte mir den närrischen Blan gemacht, während des Aufenthaltes bei Dir ein rein freundschaftliches Verhältnis mit Deiner Schwester zu bewahren. Im Anfange mar es mir fo himmlisch wohl, zu einem solchen Freundschaftsbunde zu gehören, wie Du und Deine Schwester unter einander hatten. Die Uebereinstimmung in Grundsätzen, der einige Willen in allem, die holde Vertraulich= keit 2c. 2c. hatten mich zu einem völligen Enthusiasmus erhoben. Mit solchen Gedanken trieb ich mich dann den ganzen Freitag und Sam= ftag herum, und am Samftag konnte ich kaum einige Gedanken zusammenbringen, so daß, wenn mir nicht die Fertigkeit im freien Bortrage zu Hülfe gekommen wäre, ich jämmerlich dagestanden hätte. Meine eigene Arbeit war ein solcher Wirrwar oder so wenig dem Awecke an-

⁸⁵⁾ Gabriel Ruschs Leben und Wirken von J. M. Hungerbühler. St. Gallen 1856, S. 21.

Bredigt nahm und geschwind einstudierte. Da zwang mich denn freislich die Noth, einmal alles mit Sack und Pack auszujagen, was in meinem Ropfe quer lag. . . . Wie Deine Schwester gegen mich gesinnt sei, möcht' ich wohl gerne wissen. Will sie übers Jahr Frau Pfarrerin werden, so werde ich sehen, daß ich bald als solcher (so!) bestätigt werde; wo nicht, so bleibe ich in alle Ewigkeit hinaus, d. h. nach politischen Erstlärungen, so lange es nicht anders sein kann, Vikar, und bei der ersten besten Gelegenheit laufe ich in die Welt hinaus mit Dir oder allein, je nachdem. Der Schade, der mir jett schon verursacht wurde, ist bereits beträchtlich genug, daß ich mit meiner Thur gauischen Geschmack mehr daran sinde, weil sie sehr trocken ist. Doch glaube ich, es noch einmal in dieser Woche versuchen zu wollen, ob es nicht dennoch mögslich werden könnte.

Indessen um Dich nicht zu sehr zum Lachen zu bringen, muß ich Dir doch bemerken, daß es mit dem "in die Welt hinaus" nicht so ernst gemeint ist; denn mein Baterland ist mir zu lieb, und nach Amerika werde ich kaum jemals anders reisen als auf dem Schiffe der Phantasie, weil ich damit, falls es mir unglücklich gehen sollte, im ersten Augenblicke mich wieder nach Hause zaubern kann. Ich wünsche nur, daß Du es auch so klug anstellst, muß übrigens rühmen, daß Du viel nachsichtiger bist als ich, indem Du mich mit keinem Worte beinahe zurück zu halten suchtest und mir mein eigenes Glück besser gönntest als das Glück, mich in Deiner Nähe zu haben; sogar Deine Schwester hat solche Gesinnung gegen Dich und will Dir nicht abwehren, was ihr doch sicherlich schwer fallen müßte. Deine Patienten werden nun bei dem vorgefallenen Witterungswechsel hausenweise heranstürmen.

N. S. Daß Du aber Deiner Schwester ja nicht geradezu sagest, was ich Dich gefragt: es würde sonst im Falle einer Verneinung das freundschaftliche Verhältnis, das ich auch dann noch fortzusetzen wünsche, stören. Ich werde ihr eine bessere Partie gönnen; denn von Herzen dazu beistimmen, wäre nicht möglich.

Montag den 29. Juni machte ich mich auf den Weg zu einem Besuche bei den Meinigen in Untertuttweil. Zuerst gieng

se) Georg Joachim Zollikofer, geb. 1730 in St. Gallen, gest. 1788 zu Leipzig, seit 1758 Prediger der reformierten Gemeinde zu Leipzig, war nächst Franz Volkmar Reinhard (in Dresden) einer der hervor-ragendsten deutschen Kanzelredner seiner Zeit.

ich nach Langrickenbach. Ich hatte dem Hrn. Pfarrer Schieß einen Strohhut von St. Gallen kommen lassen und wollte ihm nun denselben überbringen, indem ich ihn über den meinigen stülpte, so daß die Leute von ferne mich mit der papstlichen Krone geziert zu sein glaubten. Ich traf aber den Hrn. Pfarrer nicht bei Hause; von Langrickenbach machte ich den dreiffündigen Weg über den Berg nach Weinfelden in zwei Stunden. seit der Thur wandte ich mich vom geraden Wege ab und machte einen Umweg nach Scholtersweil (Schönholzersweilen?), wo ich das jog. Bruderloch besuchte. Wohlthätige Erdmännchen, jagen einige, andere, ein verfolgter Graf als Einsiedler mit seiner ganzen Familie hätten darin gewohnt. Der Gingang war kaum drei Schuh hoch; bald aber erweiterte sich die Höhle bis gegen dreißig Schuh in den Felsen hinein, mit zwei Zimmerchen, Die etwa so groß waren als ein Taubenhaus und zwei kleinere mit einer Brunnquelle. In Affeltrangen unterhielt mich Herr Pfarrer Siegner, der vorher in der Waldstatt gewesen und später (1841) zur katholischen Kirche übertrat, von fünf bis neun Uhr, so daß: ich erft nachts um halb elf Uhr bei den Meinigen in Untertutt= weil eintraf. Und kaum hatte ich am andern Morgen die Augen ausgerieben, so stand der Hr. Pfarrer schon wieder da und fuhr fort mit seinen Beweisen, es sei für das Heil des Landes und deffen Freiheit nothwendig, daß ich das Provisorat in Frauenfeld, welches damals erledigt war, annehme, und seine Gründe hätten mich bald überzeugt. Unterdeffen ließ ich Freund Maron, der damals als Vikar in Dugnang angestellt war, holen, und an seinem Arme genoß ich nach dem Weggange des orn. Pfarrers glückliche Stunden einer vollkommenen Freundschaft. In Frauenfeld machte ich Besuche bei meinen alten Bekannten und hörte da auch von der Erledigung des Provisorats, indem der seit 1815 angestellte Provisor Joh. Jak. Fehr zum Stadtpfarrer gewählt worden fei. In Absicht auf das Gin= fommen war dasselbe der Pfarrpfründe in Güttingen ungefähr

gleich, erforderte zwar mehr Arbeit, aber dafür mehr Rutarbeit : auch bot es reiche Gelegenheit zu gesellschaftlichen Freuden: furz, es war eine Stelle, bei der ein junger Mann recht gut leben und wirfen fonnte. In Güttingen aber hielt mich die schöne Gegend, das gutartige Volk (die Güttinger waren nicht unbereitwillig, einem Pfarrer, der sich für sie Mühe gab, zuliebe zu thun, was sie fonnten), die viele Mußezeit neben den Umtage= chäften, welche mir anderweitige Arbeit gar wohl zuließ und mir Gelegenheit gab zur Ausführung von Planen, die dem Ba= terland und meinem Hause zum Vortheil gereichen mußten. Solche und noch andere Rücksichten machten mir die Wahl etwas ichwer, und auf dem ganzen Heinweg, den ich Donnerstag den 2. Juli von Frauenfeld aus antrat und über Märstetten fortsette, qualte mich der Zweifel darüber, wozu ich mich ent= icheiden sollte.

Tags darauf, Samstag den 3. Juli, nahm ich, wie man zu sagen pflegt, das Herz in beide Hände, legte den Entscheid brieflich der Schwester Rüschs vor, indem ich ihr u. a. schrieb: "Wie ich diesen Brief noch einmal durchlese und unterdessen einen Spaziergang in die Reben mache, kommt es mir vor, daß Sie fast auß jeder Zeile errathen können, was mir auf dem Herzen liegt. Warum also nicht gleich frei heraus damit? Ich wünsche Ihren Barum also nicht gleich frei heraus damit? Ich wünsche Ihren. Wollen Sie länger bei Ihrem Bruder seben: es mag sein. Nur ob jemals oder nie — dafür bitte ich Sie um Ihres Bruders und Ihrer eigenen Freundschaft und um meiner Ruhe willen, entscheiden Sie bald! D, sagen Sie ja! Ich wäre der glücklichste Mensch!"

Erst am 10. Juli bekam ich eine Antwort von Marie Elisabetha Rüsch, und zwar das Jawort, indem sie das Geständnis ablegte, daß sie sich schon lange fast als die meinige betrachtet habe und sich oft habe Gewalt anthun müssen, um es mich nicht merken zu lassen. Den Entscheid, ob Frauenseld

oder Güttingen, wollte sie jedoch natürlicherweise nicht selbst geben, sondern ihn mir überlassen.

Ich hielt mich noch vor furzem für einen so ruhigen Ber= standesmenschen, daß ich glaubte, nichts sollte mich aus dem Bleichgewicht bringen können; allein erst jest fühlte ich: es beißt erst recht leben, wenn man liebt; es ist alles schöner auf der Welt, wenn man eine geliebte Seele besitzt. Wenn ich jett zu= rück dachte an meine Plane fürs Waadtland, für Italien, für Hofwyl, wo ich die Palme des Ruhmes mir entgegen winken gesehen hatte, so mußte ich gestehen, daß das Berhältnis zu Rüschs Schwester nur noch an einem schwachen Faden hielt; denn ich hatte sie damals aufgegeben, weil ich nicht einsah, wie ich mir eine feste Stellung im Leben schaffen konnte. Ich kam nach Hofwyl; mein Eifer war hin; es zog mich nichts an. Was ich beobachtete, faste ich nur oberflächlich; Spaziergang und Gin= samkeit waren mir lieber. Statt vierzehn Tage, wie ich Herrn Fellenberg versprochen, blieb ich bloß fünf: ich glaubte genug gesehen zu haben. Die Liebe zu ihr faß mir tiefer im Herzen, als ich selbst wußte. Doch trieb Amor immer noch sein Spiel mit mir; denn als ich zurückfam, schwankte ich wieder zwischen Bleiben und Gehen. Erst als ich in Speicher meine Marie wieder fah, faßte ich in wenig Tagen den Entschluß, fie anzufragen. Jett war ich wie verwandelt. Die Grundsätze und Ansichten, die Berhältniffe jum Lebenszweck, zur Gottheit, zur Ewigkeit, zur Menschheit, zum Vaterlande: alles kehrte sich um und erschien mir von einer Seite, von der ich sie noch nie weder gesehen noch gefühlt hatte.

Jetzt war auch die Frage entschieden, ob Frauenfeld oder Güttingen. Als Provisor hätte ich mich vorbereitet zum höhern Lehrerstande, und indem ich mir dann alle Heiratsgedanken aus dem Kopf geschlagen hätte, würde ich mich wie wahnsinnig auf meine Lieblingsstudien geworfen haben, bis entweder ich dem Glücke oder das Glück mir zu willen gewesen wäre. Im Bater=

lande und in der Erziehungsweise den Koloß von Schlechtigkeit zu stürmen, das wäre mein Ziel gewesen, und dies Ziel sollte mir auch jetzt noch bleiben; aber auf dem stillern und sichrern Wege wollte ichs jetzt verfolgen als Pfarrer in einer Landgemeinde. Also entschied ich mich, in Güttingen zu bleiben.

Am 17. Juli erhielt ich durch Hrn. Denzler von Hrn. von Tellenberg einen Gruß mit dem Wunsche, ich möchte in sein Institut als Lehrer und Prediger eintreten. Allein jetzt kam seine Einladung zu spät; ich schiefte ihm eine abschlägige Antwort.

Inzwischen gieng es auch meinem zukünftigen Schwager, dem Dr. Rüsch in Speicher, beffer; er hatte es über sich ge= bracht, die "Höptmeli=Gunst" nicht länger zu verscherzen. wurde ihm daher die ärztliche Besorgung des Waisen= und Armen= hauses und nicht lange darauf auch die ambulante Urmenpraris Run schenkten dem mehr und mehr beschäftigten Arzte auch die fernern Bermandten ihr Zutrauen; andere folgten nach; er wurde der Leibmedicus der Honoratioren des Dorfes, und im April des folgenden Jahres hatte er schon täglich ein Dutend Patienten zu behandeln. Wieder einmal war ein ideal angelegter junger Mann durch die realen Verhältnisse gezwungen worden, nach Grundfäten des Geschäftslebens zu handeln und den Stolz des wissenschaftlichen Bewußtseins, den man von der Universität heimbringt, zu erwürgen. Ich muß gestehen, ich hätte meinen Freund beinahe nicht fonnen übers Meer ziehen laffen. Allerorts sind die Menschen eben Menschen, und nur Freunde, nicht Fremde ichäten den inneren Werth eines Menschen. Der nach Amerika übersiedelnden Europamüden sind so viele, daß sie einander drängen. In den amerikanischen Städten gab es natürlich so gut Aerzte als hier zu Lande, und in den Rolonien war die Bolts= zahl noch nicht jo groß, daß man hoffen konnte, sein Glück zu machen, ohne selbst Rolonisi zu werden. Als Arzt hätte er also seine eigene Pflanzung haben muffen, um unter den freien Leuten nicht gar zu abhängig zu sein. Wollte er aber Farmer werden,

so gab es der Ländereien eine Menge im Thurgau, die schon gereutet und angebaut und ebenfalls sehr wohlseil waren.

Der Besuch eines jungern Freundes erinnerte mich in mei= nem träumerischen Liebesleben daran, daß ich eigentlich für meine Butunft auch forgen und Schritte thun muffe, wenn ich aus meinem Vikariat ein Pfarramt machen wolle. Joh. Ulrich Benker bon Dießenhofen 87), der Sohn des dortigen Pfarrers, besuchte mich zu Anfang Augusts und unterhandelte mit mir wegen Ueber= nahme eines Zöglings, der von Stund an einzutreten bereit mar. Ich fah ein, daß dadurch mein Einkommen beträchtlich vermehrt werden müßte. Um dieselbe Zeit wurde ich auch von den Kirchenvorstehern eingeladen, mich um das Pfarramt zu bewerben mit dem Bemerken, ich könnte in fester Stellung etwas mehr Strenge zeigen und den muthwilligen Kindern von 16—18 Jahren etwas ernster Das beides versprach ich zu thun und wandte mich wegen der definitiven Wahl zum Pfarrer an den Antistes Sulz= berger im Kurzdorf. Dieser schrieb mir, es ware schicklich, wenn ich meinen Wunsch dem Administrationsrath eröffnete. fügte er hinzu: "Bestreben Sie sich unterdessen fortwährend, das Butrauen zu befestnen und lassen Sie sich nicht etwa durch die Verbindung, in welche Sie sich, wie man hier erzählt, und welche man übrigens für glüdlich hält, eingelaffen haben, verleiten, Ihrer Gemeinde zu viel von Ihrer Zeit und Aufmerksamkeit zu ent= zichen! Es ist freilich große Versuchung zu öfterer Abwesenheit; aber nicht jedermann ist so billig, das zu entschuldigen."

Stellung bis zu seinem Tode im Aug. 1858.

Um 1. September 1818 erhielt ich folgendes Anstellungs=

Wir Landammann und Kleiner Rath des Kantons Thurgau urfunden hiermit, daß, nachdem die evangelische Pfarrstelle zu Güttingen durch die Beförderung des herrn Pfarrers Wirth in Erledigung getommen ift, Wir aus der gahl der Uspiranten auf dieselbe zu einem neuen Pfarrer der evangelischen Kirchgemeinde Güttingen ernannt haben den Wohlehrwürdigen Herrn Adam Puppikofer von Duttweil. Er wird daher berufen, seinen Pfarrbefohlenen ein treuer Führer auf dem Wege reiner Religiosität und Sittlichkeit zu sein, die Lehren des göttlichen Stifters der driftlichen Rirche ihnen im geläuterten Beifte eindringend zu predigen, und auch neben dem öffentlichen Unterricht unermüdlich mit Ernft und Liebe an ihrer Beredlung zu arbeiten, jeder Tugend den Eingang in ihr Berg zu öffnen, jedem Laster aber mit unparteiischer Strenge in den Weg zu treten. Diesem wichtigen Ruf folgt übrigens das besondere gutrauen der Regierung zu dem Gewählten. Die erhaltenen rühmlichen Zeugnisse über seine Gigenschaften, deffen Sie nicht zweifeln, daß er fein Umt mit Würde führen, in allem Guten mit eigenem Beispiel vorleuchte und dadurch seinen feelforgerlichen Berrichtungen den ersprießlichsten Erfolg vergewissern werde. Sie versichert ihn hierzu ihrer fräftigen Unterstützung und Ihres Schutes und ermartet von den seiner Seelsorge anvertrauten Bfarr- und Rirchgenoffen, daß sie diesen ihren neuen Pfarrer mit herzlicher Zuneigung aufnehmen, ihm beständig mit kindlichem Vertrauen und ergebener Achtung zugethan bleiben, seinen öffentlichen und Privat Ermahnungen empfängliche Gemüther entgegenbringen und dadurch ihm seine wichtige Lauf: bahn erleichtern, sowie zur Erreichung des heiligen Zweckes seiner Bemühungen das Ihrige redlich beitragen werden.

Der Staatsschreiber: Birgel. Der Landammann: Morell.

Diese Besörderung im Amte war übrigens eine theure Ansgelegenheit. Für die Ernennung hatte ich zwei Thaler (5 Gulden 30 Kreuzer) an die Staatskanzlei einzusenden und bei der Einssehung ins Amt, welche nach der durch Berordnung vom 25. August 1815 vorgeschriebenen Form stattzusinden hatte, zwei Louisd'or an die Finanz-Kommission zu entrichten. Die ganze Besoldung betrug in baarer Einnahme jährlich etwa 500 fl., wozu noch die Nutzung von etwas Reben kam.

Bevor diese Ernennung mir zugestellt wurde, machte ich mit meiner Braut und ihrem Bruder einen Ausflug nach Zürich; dort sollte nämlich in der dritten Woche des Monats August von der schweizerischen Musikgesellschaft ein Musiksest abgehalten werden. Ich unterlasse es, hier die Reise nach Zürich und zurück zu schildern.

Alls wir am Dienstag (18. Aug.) vom Dorfe Meilen längsdem See gegen Küßnacht hinunter wandelten, war es ein schöner Sommerabend. Die Sonne stand schon ziemlich tief am Horizont; gerade vor uns hin warf das Albisgebirge seinen Schatten folossal in das Gewässer herab; weiter gegen Zürich hinunter aber spiegelte sich das goldene Abendroth in den Fluthen; der Hinnnel war klar und ohne Wolken. Ningsherum war alles still; nur fernher ausder Stadt trug der Wind ein Getöse wie Kriegslärm, Kanonensdonner und Trommels und Paukenschall. Der Kontrast zwischen der stillen seiernden Natur und dem Menschengewühle war übersraschend.

Als ich in die Herberge zu Küßnacht kam und am Fenster wieder auf den See und den schönen Sonnenuntergang hinaus-schaute löste sich das vorher undeutliche Gewühl in unscheinbare Töne menschlicher Stimmen auf. Eine Menge kleiner Kähne gleitete über den roth spiegelnden See her, alle voll fröhlicher Menschen. Sie sangen in verschiedenen Weisen und erfüllten das Gewässer mit Jubel. Ich nahm herzlichen Antheil an dieser mir unbekannten Freude, und wenn ich aus dem Gewirre der Töne zuweilen die Melodie eines bekannten Liedes vernahm, klang das Frohgefühl der Sänger wie Echo in meinem Gemüthe zurück.

Obgleich nun die anbrechende Nacht fernere Gegenstände immer mehr in Dunkelheit hüllte, wurde mir endlich doch die auffallendende Erscheinung klar. Als nämlich eine Abtheilung der Kähne bei Küßnacht vorbeifuhr, bemerkte ich, daß es junge Sol= daten waren, die heute in Zürich waren gemustert worden. Zu= gleich bei der Annäherung war aber auch die Harmonie, die mich vorher so angesprochen hatte, verschwunden; harte Mistöne be=

leidigten das Ohr. Statt des Lobes auf die Schönheit der Natur, statt fröhlicher Jugendlieder hörten wir die elendsten Gassenhauer auf erbärmliche Weise produzieren; jeder wollte es besser verstehen und sang besonders. So ungefähr mochte es zu Babel in der Sprachenverwirrung getont haben. Diese Laute bildeten einen widerwärtigen Kontrast zu dem Kunstgenuß, den ich vom Musikfeste erwartete. Da drängte sich mir eine Bemerkung auf, die mir ichon oft im Ropfe herum gefahren war. Fröhliche Menschen, besonders junge Leute, wollen gesungen haben, aber heitere Lieder, in der sie ihrer Stimmung Ausdruck zu geben vermögen. Rlar ist es auch, daß eine wichtige Ursache sittlicher Verschlimmerung damals die zuchtlosen Lieder waren, welche unter ihnen im Schwange giengen. Warum sorgten denn aber die Erzieher und Behörden nicht dafür, daß das unleugbare Bedürfnis zuvor durch unschuldige und gleich wohl jugendliche Lieder befriedigt wurde? Auf diese Frage werde ich später gurudtommen.

Der 19. August war regnerisch und so wurde dem Publikum ein Bergnügen verderbt, auf das sich männiglich schon gefreut hatte. Man wollte nämlich den Borabend des Festes durch ein Feuerwerk beim Gesner-Denkmal im Schützenplatz verherrlichen, was jetzt unterbleiben mußte. Donnerstag den 20. August Nach-mittags fand die Hauptaussührung in der Großmünstersirche statt. 88) Dem angekündigten Oratorium "Moses Sendung" von Kreuzer, gieng eine Symphonie voran, welche von dem vorzüglichen Kompo-nisten List auf diesem Anlaß vorbereitet worden. Die Soli im Oratorium sangen die Herren Hardwer, Gebrüder Schultheß, Huber von Hosswyl, Buß von Burgdorf, und die Jungfrauen Haggenmacher von Winterthur, Hardmeyer, Huber und Keller von Jürich. Ich bin kein Musikverständiger; aber es schien mir, der erhabene seierliche Choral sam weniger zur Geltung als der ohrenbetäubende Trommelwirbel.

⁸⁸⁾ Thurg. 3tg. 1818, Nr. 30 vom 5. Sept.

Nach geendigter Kirchenmusik fand ein großer Ball statt in den beiden Kasino=Sälen, an dem sich gegen 900 Personen betheiligt haben sollen. Freitag Abends war Konzert im Musiksaal des Kasinos. Musik und Auditorium waren glänzend. Die verschiedenen Akte wurde mit Symphonien und Ouvertüren von den Herren Prof. Kanser aus Zug und Schneider von Wartensee aus Luzern eröffnet. Das Orchester wetteiserte in Präzision und Ausstruck des Spiels mit dem entzückenden Gesang der Sänger und Sängerinnen. Von Instrumental-Soli hörten wir ein Flöten-Konzert von Herrn Pfarrer Mezger aus Siblingen (später seit 1829 in Wagenhausen), ein Klarinett=Konzert von Herrn Phil. Ott von Zürich und besonders ein Spohrsches Violin=Konzert von dem Musikdirektor Wassermann.

Merkwürdig, wie sich auch in diesem Feste der Lauf der Zeiten bemerken ließ! Dreihundert Jahre waren es, seitdem aus der Großmünsterkirche die reine Verstandesreligion hervorgieng, die für den Gottesdienst durchaus keine Musik zulassen wollte, damit nicht durch fremdartigen Einfluß auf das Gemüth die religiösen Gefühle selbst heterogene Mischungen erlitten. Jetzt nach dreihundert Jahren, in dem Jahre des dritten Jubelsestes der Resormation, wurde in derselben Kirche eine so rauschende Musik aufgeführt.

Bald darauf machte ich mit meiner Braut einen Besuch bei meinen Eltern; aber mit dem Fuhrwert, das uns Hr. Dr. Keller besorgte, hatten wir Pech. In bester Meinung, uns entgegen zu kommen, fuhr er vor das Haus des Doktors in Frauenseld. Dieser lachte ihn aus und schickte ihn wieder zurück nach Matzingen. Hier traf er uns wieder nicht; denn wir waren schon weiter gegangen. Er fuhr also zu, um uns einzuholen, traf uns aber nirgends.

Der Pfarrer.

Wenige Tage nachdem ich wieder nach Güttingen zurück= gekehrt war, wo ich mich in der darauf folgenden Woche auf fünf Predigten und eine Kinderlehre vorzubereiten hatte, schrieb mir ein herr Sanhart aus Diegenhofen, bei dem ich durch den jungen Benter empfohlen worden, sein Bruder sei geneigt, seinen Anaben mir in Aufficht und Unterricht anzuvertrauen; nur hege er Beforgnis, ob der Junge bis zu Beginn meines eigenen Saushalts außer dem Pfarrhause schlafen mußte; im lettern Falle wurden ihn die Eltern erst nach meiner Hochzeit mir zuführen. ordentlichen Anlagen begabt, sei derselbe ein menig flüchtig und in der Arbeit nicht ausdauernd, so daß ihm mehr eigener Trieb zu ernsthafter Beschäftigung außer den schulmäßigen Pausen zu wünschen wäre. Da er entweder zu einem Handwert oder zum Raufmannsberufe bestimmt sei, so wären wohl nächst llebungen in Auffäten und im Rechnen, die Anfangsgründe der frangösijden Sprache, der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte die Hauptgegenstände des Unterrichts, die er zu pflegen hätte.

Da ich als idealer Pädagoge das spezisische Gewicht der Ausdrücke "ordentliche Anlagen," "ein wenig flüchtig," "in der Arbeit nicht ausdauernd," welche liebende Eltern oder Berwandte an zufünstige Erzieher zu adressieren pflegen, noch nicht durch Ersahrung zu würdigen gelernt hatte, so gieng ich muthig ins Zeug und sagte die Aufnahme zu; ich hatte übrigens seit einigen Tagen bereits einen Zögling ins Haus aufgenommen, mit dem ich mich ernstlich abgab, um dereinst an ihm Ehre zu erleben und sagen zu können, ich hätte auch das meinige dazu beigetragen, daß ein wacker Thurgauer mehr sei.

Eines Tages, es war Freitag, brachte man mir eine große Kiste ins Haus, welche mich die nahe Ankunft meines zweiten Zöglings, Hanhart aus Winterthur, vermuthen ließ; doch war kein Brief dabei. Darum gedachte ich am folgenden Tage nach Konstanz zu gehen, um mir noch allerlei Kleinigkeiten einzukaufen.

Sowie wie ich aber den hut in die hand nahm, tam ein Brief von Hanharts Bater mit der Meldung, er werde diesen Samftag Vormittag noch bei mir eintreffen. Dies setzte mich fehr in Ber= legenheit. Der Schreiner war mit Tisch und Bettstatt noch nicht fertig geworden; es war kein Wleisch noch sonst was in der Rüche; ich hatte im ganzen nur vier Stühle, kein Tischzeug u. f. w. Doch bald beruhigte ich mich und theilte meine Befehle zu schleuniger Herbeischaffung der mangelnden Utensilien aus. Ich selbst giena zu seiner Hochwürden, meinem katholischen Umtsgenoffen, Pfarrer Effinger, mit dem ich auf follegialischem Fuße lebte, und erhielt, was ich bedurfte und er geben konnte. Alsdann sette ich mich an meinen Arbeitstisch und studierte, als wenn nichts vorgefallen Auf einmal öffnete der Herr Pfarrer die Thure: da trat ein herr von schöner Geftalt und ein Frauenzimmer mit einem Schleier, an der Hand einen Knaben, ins Zimmer herein. Ah, Wie doch der Rufut dieses das geht vornehm zu! dachte ich. Frauenzimmer herführt! Es war Herr Hanhart und feine Ge-Ich framte meinen Vorrath an Höflichkeiten schockweise mablin. aus, äußerte meine Freude über Wohlsein und Ehre, bedauerte, daß noch teine Hausfrau da sei und dal. mehr. Hernach besah man Zimmer und Haus, unterhielt sich, pacte aus, und ich hatte mit den Herrschaften meine Späße über meine Junggesellen=Wirth= ichaft. Dies war vorzüglich während des Mittageffens der Fall, und meine Gafte waren so billig, meine Meinung jogleich zu be= greifen, benahmen sich daher auch bald so ungeniert wie ich selbst und bezeigten sich mit wenigem zufrieden. Nach dem Essen führte ich fie ins Schlögli am See, wo es ihnen fehr wohl gefiel. Dann tranken wir Raffee, und ungeachtet meiner Bitten und Versicher= ungen, wie freundschaftlich der katholische Pfarrer mir selbst ein Logis für sie angeboten habe, sie also nicht befürchten müßten, daß sie kein Nachtlager bekommen möchten, reisten sie ab und ließen mir den Knaben zurück. Einen Kontrakt konnte ich nicht mit ihnen machen, weil ich noch nicht mich erfundigt hatte, was

der tägliche Haushalt koste. Am Abend spazierte ich mit dem Rnaben nach Altnau, um ihm den Abschied vergessen zu machen.

Mein Leben wirkte allmälig sehr wohlthätig auf mich ein; es war auch genugsam ausgefüllt. Die Knaben machten mir viel Freude, allerdings auch Arbeit genug, Am Tische gab es immer was zu erzählen, oder man gab sich Räthsel auf oder framte sonst seine Wissenschaft aus, und niemand war da, der es übel nahm, wenn man etwas zu viel schwatte. drängte eine Stunde die andere mit Unterricht oder mit Be= schäften; zum Phantasieren und gar zum Langweilen hatte ich durchaus keine Zeit. Ich hatte auch ein tüchtiges Dienstmädchen, das mir den Tisch nach Verlangen und die Hausgeschäfte mit Genauigkeit besorgte. Eine Schwierigkeit erhob sich nur, wenn ich nach Speicher zur Braut gehen wollte, daüber, wo mein Bog= ling Sanhart, der jett noch an Seimweh litt, bleiben sollte, namentlich an Tagen, da der andere ebenfalls abwesend war. Doch bald gestattete meine Braut, daß ich ihn ja mitbringen könne. Wenn ich dann zum Besuch nach Speicher gieng, ließ ich ihn auf den Wiesen botanisieren, mahrend ich selbst mich der Braut widmete.

Meine ehemaligen Studienfreunde Vogler, Hanhart und Schär waren erst jest mit ihrem Examen fertig geworden. Am 3. Juli hatten sie das philosophische, am 25. August die erste Abtheilung des theologischen und am 27. Oktober die zweite Abtheilung desselben gemacht. Am 30. Oktober wurde auch Kandidat Maron mit ihnen zur Probepredigt zugelassen. Hart und Vogler bestanden dieselbe gut; Schär und Maron das gegen sollten später noch einmal eine halten.

Bogler an Pupikofer. — Märstetten, 12. Nov. 1818. Lieber Freund! Von unserm theologischen Examen kann ich Dir, Gott sei Dank! gute Nachricht geben. Schonend, ungemein schonend — war es ihnen etwa nicht möglich, strenger zu sein? — zeigten sich gegen uns die Hrn. Examinatoren. Du weißt, welche Theile der Theologie nur noch übrig blieben: Dogmatik und Kirchengeschichte; wenige Fragen

blieben unbeantwortet; sie waren zu einfach. Außer diesem hatten wir noch einen theologischen Aufsatz und eine schriftliche Katechisation in Gegenwart einiger Herren zu machen. Das Thema von jenem war: Warum giebt uns die Offenbarung keine deutlichen und vollständigen Begriffe über die Glückseligkeit, die den Frommen jenseits erwartet? Welches sind die Begriffe, die wir von dieser Glückseligkeit haben? Und können sie uns genügen, um hinieden nach immer größerer Vollskommenheit zu streben? Die Katechisation erstreckte sich auf die vierte Bitte im heiligen Unser Vater.

Zwei Tage darauf mußten wir die Probepredigt halten, zuerst Schär, dann Hanhart, dann ich; Hanhart war aus allzu großer Bescheidenheit nicht ganz wohl mit sich selbst zufrieden. Nach der Brobepredigt und einer kurzen Berathung murden wir hineingerufen. Sanhart und mir wurde die Zufriedenheit bezeugt über unser Eramen und unfre Probepredigt. Mit Schär dagegen schien man nicht recht zufrieden zu sein; man wünschte, daß er noch mit Maron (es schien un= gerecht, Schär diesem vorzuziehen) eine zweite Probepredigt halte. Ein unerwartet harter Schlag für ihn, der fein Ehrgefühl ungemein verwundete! Man mußte schreckliche Folgen befürchten; denn er konnte sich beinahe nicht fassen. Bei seinem fältern Freunde Maron, zu dem er sich gleich nach der Brobepredigt begab, suchte er Erleichterung und fand sie, gieng dann zum herrn Antistes, fühlte seinen Born bei ihm etwas ab, zeigte sich noch unschlüssig, ob er eine zweite Brobepredigt halten werde 89) und stellte es dahin ab, daß er vorher noch mit seinem Bater darüber sprechen wolle. Seinen Bater besuchte er, fand ihn aber frank, und so theilte er ihm mahrscheinlich von der vorgefallenen Sache nichts mit. Jest ist er in Suttweilen, vikarisiert abwechselnd dort und in Hüttlingen, und seinen Text zur neuen Predigt wird er, wie ich hoffe, bekommen haben. Unsere Ordination ist noch diesen Monat.

Es hat mich gefreut, in einer der letzten Zeitungen zu lesen, wie schön Zwinglis Tod in Zürich gefeiert wurde. Die Sache an sich geställt mir wohl; aber (den Chorherrn) Schultheß (s. über ihn Heft 36, S. 57) sehe ich doch nicht gern überall an der Spize; es thut mir

⁸⁹⁾ Am 29. Juni 1819 heißt es: Der Zutritt zur Probepredigt wird ihm, da er die ihm ertheilte Weisung, seine Ausbildung für das Predigtamt betreffend, nicht befolgt, erst nach einer vorhergehenden Prüsfung bewilligt. — Am 22. Febr. 1820 und am 23. Aug. 1822 bestand er das Examen wieder schlecht. Darauf entsagte er dem geistlichen Stande, mußte zu weben anfangen und ward irrsinnig.

wehe, daß die zürcherische Jugend ihn wie ein Orakel verehrt; ich halte ihn nicht für eine glückliche Erscheinung für Zürich. Möge die Zukunft mich widerlegen, aber Schultheß ist in seinen Handlungen zu rasch, zu jugendlich, zu wenig moralisch; schade, daß nur sein Feuer, nicht seine Tugend es ist, die seine Schüler so mächtig an ihn kesselt; schade, daß er in den schwärmerischen Loberserhebungen dieser seinen Glanz und seine Größe sucht.

Bon der unglücklichen Spannung zwischen dem Herrn Untistes und Fehr wirst du schon gehört haben; gleichwohl wird künftige Woche Hr. Fehr zum Stadtpfarrer ernannt werden. Die Provisor-Wahl ist noch nicht vor sich gegangen; auch Zehnder von Schaffhausen ⁹⁰), dem Hr. Pfr. Benker sehr günstig ist, und der von Hrn. Prof. Georg Müller viele Empfehlungen hat, soll sich gemeldet haben.

Allmälig lernte ich den tiefern Sinn der Worte, womit Hr. Hanhart in Winterthur feinen Cohn charafterisierte, ver= stehen und meldete dem Bater meine gemachten Erfahrungen. Natürlich war nicht der Junge schuld, wenn er in den Kennt= nissen zurück war, sondern seine frühern Lehrer in Winterthur. Dort hatte er, schrieb der Bater zur Entschuldigung, wenig Gründliches gelernt, und in den Rebenftunden, die er besuchte, war vieles mit ihm angefangen, aber nicht fortgesett und zu Ende geführt worden. Freilich gab er einige Fehler zu, die dem Sohne antlebten: er habe nie einsehen wollen, daß Selbstarbeiten ihm Nuten bringen würde. Anhaltende Beschäftigung sei nie seine Sache gewesen; wenn es mir gelinge, diese bei ihm zu erzwecken, jo sei viel für ihn gewonnen. Die vorläufige Absicht gehe dahin, ihn entweder dem Handelsstand oder noch lieber einem mit diesem Stande verwandten fünstlichen Sandwerk zu bestimmen, wobei Kopf und Hände zugleich beschäftigt sein müßten.

⁹⁰⁾ Dieser Kasp. Zehnder hatte in Tübingen Theol. studiert; das Provisorat in Frauenfeld bekam er jedoch nicht, sondern der oft genannte Denzler. Dafür erhielt er die Lehrstelle an der damaligen Realschule in Weinfelden. Später wurde er Professor in Schasshausen, und nach der Reorganisation des Gymnasiums (1851) als Direktor an die dortige Realschule versett. Er war der Bater Ferdinand Zehnders, Rektors in Zürich.

Ich solle daher mit dem angefangenen Unterricht fortsahren, ihn neben der Erlernung der Geometrie fleißig zeichnen lassen, seien es Blumen oder andere Gegenstände, damit er Geschmack für das Schöne bekomme. Wenn ich glaube, ein Tagebuch zu führen könnte ihm förderlich sein, so solle ich ihm Anleitung dazu geben u. s. w.

In meinem täglichen Leben begegnete mir nichts Besonderes, als daß mich einmal (Dienstag 15. Dezember) ein Gauner prellen wollte. Der Kerl fam unter die Kirchenthüre und wartete dann, nachdem er mich recht in Augenschein genommen, in einem Nach= barhause bis zur Vollendung des Gottesdienstes, indem er sagte, er hätte mit mir um Wein zu handeln. Sobald ich heim kam, rief mich die Magd hinunter, es sei jemand da, der mir Wein abkaufen wolle; er gebe vor, er sei von Trogen. Mit einiger Berwunderung, über das gaunerische Aussehen, doch ohne Argwohn wies ich den Menschen ab. Nachher erfuhren wir, daß er es an andern Orten, mit veränderter Angabe seiner Berkunft (er sei von Speicher) ebenso gemacht. In der Nacht riegelten wir alles, halb im Spaß, halb im Ernst. Doch nichts störte uns im Schlaf. Run erft erzählte man, er habe in den Säufern, wo man ihn Weinprobe machen ließ, Schuhe und a. eingepactt.

Damals war die Rede davon, die Landstraße über Güttingen eingehen zu lassen, weil es einen nähern Weg von Konstanz nach St. Gallen gebe. Mich gieng das nur soviel an, daß ich eine gute Straße wünschte, so lange ich in Güttingen Pfarrer wäre. Immer gieng mein Ziel anderswohin; ich harrte auf einen mit meinen Freunden vereinigten Wirkungskreis.

Während um die Mitte des Christmonats das Appenzellerländchen in dichten Nebel eingehüllt war, hatten wir im Thurgau wenn auch nicht ganz heitern Himmel, so doch wenigstens noch eine Fernsicht über den See. Weil es so schön trocken war, gieng ich jeden Tag mit Hanhart spazieren. Er war damals allein im Pfarrhause; denn der andere Zögling befand sich, Unpählichkeit halber, schon vierzehn Tage zu Hause, und im Gefühle, es wäre doch zu schwierig für ihn, war er nahe daran, seinen Plan zum Studieren aufzugeben.

Bald fam das Ende des Jahres 1818, das für mich fo entscheidend gewesen! Da ich am Sonntag den 1. Februar 91) als Vifar die erste Prediat in Güttingen hielt, da betete ich in= brunftig zu Gott: "Du hast mich durch mein ganzes Leben ge= Leitet, an mir oft ausgeführt, was im Anfange unmöglich schien; du haft mich dem Tode entriffen und dem Leben wieder geschenkt: ichente uns deinen Frieden, den uns feine Kreatur geben fann, den Frieden der ins ewige Leben dauert!" Und dann redete ich, wie wir zum Frieden Gottes gelangen könnten, nämlich erstens durch Weisheit, welche glückselig macht, zweitens durch Liebe zu Gott und den Menschen und durch Rechtschaffenheit im Wandel. Diese Bitte um den Frieden Gottes, den ich mindestens so fehr als meine Gemeinde bedurfte, ist mir im Laufe des Jahres sicht= lich gewährt worden; wenigstens habe ich den Weg dazu ge= Bener Afterweisheit, Die mich gur Berzweiflung führte, gab ich den Abschied; jene Menschenverachtung, die mein Berg beschlichen, rottete ich aus meinem Herzen, durch freundlichen Um= gang mit den Leuten. Ich hatte wieder Freude am Leben und am Wirken, besonders auch darum, weil ich eine liebende Seele gefunden.

1819.

Der Neujahrstag siel diesmal auf einen Freitag, und am Sonntag d. 3. Januar sollte nach der Anordnung des evangelischen Teiles der Regierung die dritte Säkularseier der Resormation bei uns geseiert werden. Ich hatte schon im vorigen Jahre einige darauf bezügliche Bücher, deren damals eine Menge aus Deutschland herüberkamen, gelesen, namentlich solche

⁹¹) Dieses Datum, das sich auf dem Msct. der Antrittspredigt befindet, welche mir Frl. Pupikofer nachträglich mitzutheilen die Güte hatte, präzisiert nun die Angabe auf S. 112.

friedlichen und versöhnlichen Inhalts, z. B. Wahrheit in Liebe von Jung-Stilling; Theoduls Gastmahl; Predigten und Reden bei der dritten Säkularfeier der Reformation u. a. Darum war ich auf die Mahnung, welche durch ein Rundschreiben von oben an die evangelischen Geistlichen des Thurgaus gerichtet wurde, vorbereitet; nämlich daß das Reformationsfest keineswegs den 3weck habe, unsere katholischen Mitbürger und Mitchristen zu beleidigen, und daß es traurig wäre, wenn durch dasselbe in die Herzen unserer Evangelischen feindselige Gesinnung gegen die, welche nicht unseres Glaubens sind, geweckt würde, weil dies dem Evangelium der Liebe entgegen stünde; allein Wahrheit müsse doch über alles gelten. Die Reformation sei die herrlichste Gabe des göttlichen Geistes; darum sei es Pflicht, sich ihrer von Herzen zu freuen, ihr durch ein freimuthiges Bekenntnis zu huldigen und das ohne alle Furcht vor den Menschen. Die Haupt= sache sei freilich, daß wir von diesem durch göttliche Gnade uns geschenkten Lichte einen guten Gebrauch machten, die Bibel als das Wort Gottes ehrten, liebten, vor allem aber fleißig läsen Wir sollten als Kinder des Lichts wandeln, und erforschten. mit herzlich frommem Sinn, in findlichem Glauben uns jeder christlichen Tugend befleißen, wie es Epheser V, 8.9 gesagt sei.

Ilm diese Zeit hielt ich einen Vortrag in unserer pädagogischen Gesellschaft von Lehrern und Geistlichen über den Volksgesang in Kirche und Leben; darin schilderte ich die Ursachen,
weshalb der vormals so blühende Volksgesang in Ausartung begriffen sei, und forderte, daß die Uebung des Singens weltlicher
und geistlicher Lieder einen Theil des Schulunterrichts ausmache;
behauptete, daß der Pfarrer dem Bedürfnisse nach gutem Gesang
wohl aushelsen könne, wenn er die Gründung von Chören befürworte und unterstüße, damit das elende Geleier endlich verschwinde. Ich lehnte mich dabei an eine ähnliche Arbeit Heinrich
Ischoffes in seinen "Ueberlieserungen". Ich verwies auf die
Fortschritte des Gesangs im Appenzellerlande, wo Landesfähnrich

Tobler viele hübsche Lieder komponiert hatte. Bei dem Kirchen=
gesang zog ich eine Parallele zwischen dem neuen Zürcher Ge=
sangbuch und dem alten Lobwasser und beantragte, man solle das
Zürcher Gesangbuch im Thurgau geradezu einführen. Der Auf=
sat hatte großen Erfolg in unserer Gesellschaft; alle Mitglieder
machten Schmollis mit mir, nur der Dekan und der Kammerer
nicht. Die Abhandlung wurde nach Zürch geschickt, dort durch Abschrift vervielfältigt und unter zürcherischen und thurgauischen
Geistlichen verbreitet. In Folge dessen wurde ich nachher Mit=
glied der ascetischen Gesellschaft. Dieselbe trug mir auch die Freundschaft des Kirchenrathes Sal. Bögelin, des Verfassers vom
"Alten Zürich" ein, mit welchem ich mehr denn zwanzig Jahre
von da an in Brieswechsel blieb.

Auch meine pädagogischen Versuche an Hanhart trugen mir Lob ein. Der Vater schrieb mir gleich nach Neujahr, er habe seinen Sohn (der die Weihnachtsferien daheim in Winterthur zubrachte), theils an Kenntnissen, theils in seinem Vetragen auffallend zu seinem Vorteil verändert gefunden habe und schätze sich glücklich, ihn unter meiner weisen und liebreichen Leitung zu wissen.

Mein Freund Denzler, der jetzt an Stelle des Pfarrers Fehr zum Provisor in Frauenfeld ernannt war, hatte mancherlei Schicksale erlebt. Ich habe bereits erzählt (S. 115), wie er im Jahre 1817 bei Bewerbung um eine Lehrstelle in Biel und Nidau nicht ankam und daher in Gottstadt an der Zihl, eine Stelle in meliorem fortunam annahm. Lange gedachte er nämlich daselbst nicht zu bleiben, da sein Gehalt zu klein war und der Ort seines Wirkens zu sehr von der Welt abgeschieden lag, außerdem die Familie des Pfarrers Zehender, dem die Anstalt in Gottstadt gehörte, mit bernischem Aristofratenhoch= muth auf die angestellten Lehrer herunterblickte. Er war es, der mich in einem Briefe vom 12. April 1818 selbstlos auf= munterte, nach Pfingsten zu Hrn. Fellenberg gen Hospwhl zu

vilgern, um die Unstalt und das Leben daselbst näher anzusehen; er hatte Hrn. Wellenberg überzeugt, daß nicht schmutziger Eigen= nut meinen Bestrebungen zu Grunde liege, sondern der edle Wunsch, in der Welt etwas Erhebliches zu leisten; daß es mir nicht an Muth fehle, das alte mir so übel stehende Gewand, in welchem sonft die meisten, wenn sie es einmal umgeworfen, zeitlebens stecken bleiben, mit einem neuen, weit besser stehenden zu vertauschen; er hatte Srn. Fellenberg vermocht, mich aufzu= fordern, daß ich für einige Wochen bei ihm zu Gaste sei, damit ich zuerst mit dem Gange seiner Unstalten näher bekannt würde, und nicht, durch schimmernde Ideale getäuscht, es später bereuen müßte, aus den Güttinger Verhältnissen voreilig mich losgerissen zu haben. Denzler verließ dann im Commer Gottstadt und kam als Lehrer zu Fellenberg nach Hofwyl, wo ihm anfangs eine untergeordnete Stellung angewiesen wurde, die ihm die ganze Pädagogik bei Fellenberg verleidete, so daß er, als die Provisor= stelle in Frauenfeld offen ward, sich hierhin wandte. Er schrieb mir zu Anfang des Jahres 1819 u. a.:

Meine Verhältnisse in Hofwyl waren, als es sich um Frauenfeld handelte, ganz eigener Urt. Oft auf dem Bunkte, auf Frauenfeld Berzicht zu leisten, fand ich mich durch Fellenbergs Benehmen gleichsam gezwungen, mich mit Gewalt von Hofmyl loszureißen. Da ich nämlich immer noch mit einem angenehmen Wirkungstreise vertröftet worden, so glaubte ich, weil gleich nach den Ferien der Lehrer des Griechischen, or. Briegleb, seine Entlassung begehrte, den Zeitpunkt für mich vorhanden, wo ich auf Unterricht an obern Klassen Unspruch machen könnte. Es hatte allen Anschein, als dürfte ich größtentheils Brieglebs Stelle bekleiden, und Fellenberg felbst fagte mir davon, ohne daß ich in ihn gedrungen hätte. Doch was geschah? In den letzten acht Tagen, als Briegleb noch in Hofwyl war, langte ein reisender Jenaer Student an, machte Bekanntschaft mit den Herren Sachsen — und auf einmal hieß es, daß Berr Beber Berrn Brieglebs Stelle einnehmen würde. Dies war Anfangs Oktober (1818); in der Mitte dieses Monats dann besuchte mich Herr Brenner von Weinfelden und suchte mich für ihn zu gewinnen. Run, mas hätte ich thun follen? Ich gieng also zu Fellenberg und erklärte ihm, daß ich, nachdem meine Soffnungen getäuscht worden, sein Institut zu verlassen gedenke. Er hielt meine Erklärung für eine bloße Drohung, überhäuste mich daher mit Höflickkeitsbezeugungen, und ich hatte mehrere Male die Shre, mit ihm Arm in Arm zu spazieren und mir Luftschlösser von Errichtung eines Instituts im Kanton Zürich vorspiegeln zu lassen. Bier Wochen später, und der Zeitpunkt war da, wo ich Fellenberg erklärte, daß ich nach sechs Wochen Hofwyl zu verlassen gesonnen sei. Jest zeigte sich der Mensch Fellenberg; ergrimmt, gab er mir zur Antwort: "Wenn Sie meine Berachtung mitnehmen wollen, so können Sie gehen!" Mit diesen Worten schmetterte er die Thüre zu, ließ mich stehen, und ich hatte seit diesem Auftritte nie wieder ein Wort mit Fellenberg gesprochen. An den Weihnachtsferien (1818) begehrte ich von ihm die Rechnung und erhielt sie richtig, nachdem ich noch aufgefordert worden, einen Bericht abzustatten über die mir anvertrauten Schüler.

Und wie sah es sonst in Hofwyl aus bei meiner Abreise? wirst Du denken. Verworren, verworren! Sechs Wochen früher hatte Un: dreas Stäheli mit Fellenberg gebrochen und wäre wahrscheinlich ichon nicht mehr in Hofmyl, hätten ihn nicht seine ökonomischen Verhältnisse zurückgehalten. Du wirft Dich erinnern, daß ich Dir früher etwas von einem Collegium geschrieben habe, welches aus den Lehrern hätte errichtet werden jollen. Fellenberg machte aufangs Hoffnung; allein er zog sich später wieder zurück, und so kamen ihm diese auctores collegii, Stäheli an ihrer Spike, in die Haare. Bei meiner Abreise aab mir Stäheli einen Brief an Herrn Landammann Anderwert und sagte mir gleich sub rosa, daß er, sobald er mit seiner Rechnung im Reinen sei, Sofwyl verlaffen werde, um sich auf die Rechtswiffen= schaft zu legen, zu welchem Ende hin er seine Regierung um ein Sti= pendium angehen werde. Sollte er es nicht erhalten, so würde er nichts destoweniger, wenn auch auf einem schwereren Wege, nach seinem Ziele ftreben. Ein heute von ihm empfangener Brief bestätigt das Bemeldete, und Stäheli durfte bald nach Wien verreifen. Bon den andern Lehrern in Sofwyl nichts!

In Frauenfeld lebe ich so ziemlich angenehm, von meinen Schülern geachtet, habe aber dabei auch Geschäfte genug. Täglich fünf Stunden Unterricht und dann noch zwei Privatstunden für drei Studierende, die gerade jetzt den Cicero lesen und im Griechischen den Homer beginnen werden. Zudem muß ich immer mit einer Predigt bereit sein, um im Nothfall auszuhelsen.

Dein Dengler, Provisor.

Von Andreas Stäheli ersuhr ich durch Denzler am 22. März, daß derselbe plöglich von Hoswyl nach Bern übersgesiedelt sei; gegenwärtig sei er bei Prof. Döderlein, dem Phislologen, in Bern und lese fünszehn Studierenden privatim alte Geschichte. Sein Augenmerk sei jetzt auf Basel gerichtet. Zugleich mit Stäheli hätten auch Müller ⁹²) und Natusch dem Hrn. von Fellenberg gefündet; aklein Müller sei zum Verräther geworden. Ich war ihm längst einen Brief schuldig und schrieb ihm um diese Zeit.

An Herrn Stäheli. — Lange schon erinnern mich Gewissens: vorwürfe an das Versprechen, das ich Ihnen gethan habe; aber von einer Zeit zur andern wurde seine Erfüllung aufgehoben, weil ich noch manches vorher geschehen munschte, mas auch jett noch nicht geschehen ist. Sie erinnern sich der Stimmung, in der ich von Ihnen schied. Meine Unentschlossenheit hielt noch geraume Zeit an, und als ich end= lich meine Bläne bei mir selbst berichtigt hatte, konnte ich noch nicht wissen, ob es mit der Ausführung gang gelingen werde. Im Bewußt: sein einer solchen Unbestimmtheit meiner Verhältnisse mochte ich mich an keine Korrespondenz magen, weil ich entweder durch Weitläufigkeit dem Freunde oder durch Verschwiegenheit mir selbst lästig zu werden fürchtete. Ihren Grn. Vater sprach ich schon einigemal hier in Guttingen, und er trug mir herzliche Gruße an Sie auf, erzählte mir auch umständlicher, mas Sie selbst mir gedrängter von Ihrem merkwürdigen Lebenslaufe mitgetheilt hatten. Ungeachtet ich aber in der Unterhaltung ihm mein Bergnügen nicht verbergen konnte, ihn kennen gelernt zu haben, sowohl weil er Ihr Bater ift, als auch weil so viel gefunder Sinn in ihm wohnt: so habe ich mir doch nie die Zeit genommen, ihm (in Sommeri) einen Besuch zu machen, mas Sie mir verzeihen werden, wenn ich Ihnen sage, daß alle meine mussige Zeit einem Gegenstande gewidmet mar, um dessentwillen man sogar die eigenen Eltern außer Acht zu lassen im stande ist.

Als ich von Hofwyl nach Hause reiste, ward immer fester die Alternative, entweder die Hand des trefflichsten Mädchens, das ich kenne, oder die weite Welt! Weil ich bis jetzt meine Entschlossenheit

⁹²) In dem Werke: Müller Theod. (des Beteranen von Hofwyl) Leben und Wirken von Papst. 3 Thse. Aarau 1861-63 — findet sich nichts darüber.

nicht verhehlte, war es bald entschieden: ich ward Bräutigam, bewarb mich um die Pfarrstelle 98) und war so ganz mit mir beschäftigt, daß für meine Freunde nur flüchtige Augenblicke übrig blieben. Erst seit einigen Tagen sind aber meine Bedenklichkeiten ganz gehoben; es hätte sich immer noch zutragen können, daß ich noch wäre geschleudert worden, und darum mochte ich mir weder bei Ihnen noch bei Hrn. Fellenberg den Weg verschließen. Die Gründe darf ich dem treulosen Blatte nicht anvertrauen.

Mit meinem Lebensplan änderte sich auch mein Studienplan. Ich gewinne sehr viel Interesse an der Geschichte meines Baterslandes und excerpiere über die Schicksale unseres Thurgaus. Die Ernte ist freilich sehr traurig 94); denn wo der Thurgau noch krastzvolle Männer gebar, fanden sie nur in der Ferne ihren Wirkungskreis. Fäsis 95) Manuskript hat mir der Administrationsrath zur Benützung schon zugesagt. Herr Anderwert 96) verwies mich an Hrn. Oberzrichter Locher.

Ich glaubte einiges Heil für die dunkle Zeit der ersten Jahrschunderte in der Sprachforschung zu finden. Die Celten und Hetrusker, die Gallier und Allemannen und Franken: sollten sie ganz isoliert dastehen? Und wenn die Geschichte Spuren ihrer Verwandtschaft aufweist, muß die Sprache nicht Bestätigung geben? Ich stehe noch ganz an der Pforte und häuse Vermuthung auf Vermuthung, um mich desto mehr in der Untersuchung zu stärken; jest möchte ich Ihnen aber noch nichts mittheilen.

In der That nahm ich nun wieder einen neuen Anlauf zum Studium der Geschichte des Thurgaus. Am 4. September

⁹⁸⁾ P. wurde Bräutigam den 10. Juli 1818 (oben S. 123), bewarb sich um die Pfarrstelle in Güttingen den 4. Aug. 1818 und wurde daselbst installiert im Oktober.

⁹⁴⁾ Ueber die Dürftigkeit der Quellen hatte er sich schon den 21. Juni 1818 (oben S. 121) beklagt.

⁹⁵⁾ Joh. Konrad Fäsi (1727—1790) hatte als Hauslehrer in der Familie eines zürch. Beamten zu Pfyn Muße gefunden, die Gesschichte der Landgrafschaft Thurgau von den ältesten Zeiten an zu durchsforschen. Sein Msct. in 2 Bdn. wurde 1811 der Thurg. Kantonsschibliothek geschenkt.

⁹⁶) Neber den Landammann Anderwert s. die Schrift von Rektor Mörikofer. Frauenf. 1842.

des vorigen Jahres hatte ich mich an meinen ehemaligen Lehrer, Pfarrer Gutmann in Greifensee, um Mittheilung einiger historischer Werke gewendet; derselbe war aber, wie er mir zu Ende des Jahres schrieb, in dieser Materie nicht bewandert.

Geschichte ohne viros clariores, meldete er, befriedigt mich nicht, und ich hielt bei den Glarner: und Appenzeller-Chroniken, die mir in die Hände sielen, nicht bis zur 50sten Seite auß; ich mochte anfangen, wo ich wollte. Neber Ihre Idee wird mich die Aussührung eines erzfreulichern überzeugen. Ich kenne der wackern Thurgäuer — mit Außenahme jenes gefolterten Resselrings (und allenfalls Goldasts und Buccelinus) und unter den Lebenden zwei, deren der eine (R. Hanhart) in Basel, der andere im Oberthurgan lebt und kämpst — wenige, und neben die Minnesinger würde ich allzueifrig den nach Holland durch Thurgauer-Chikane verbannten Schneider (?) zu sehen gelüsten; er hat es ebenso gut gemeint.

Mehr Anregung für meine historischen Studien fand ich bei dem Pfarrer Tuch 3 97) in Niederhelfenschwyl, der mir sehr erwünschte Auskunft über Quellen und Hilfsmittel geben konnte. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die thurg. Regierung Fäsis Mict. in Verwahrung hatte. Ich wandte mich daher an den Landammann Anderwerth.

Güttingen, den 14. April 1819. — Zwar mit einiger Schüchternscheit, aber auch mit Vertrauen auf Ihr schon oft ersahrenes Wohlswollen wage ich es, Ihnen eine Vitte zur Beförderung meiner Privatsstudien vorzulegen. Durch Ihre Unterstützung im Reime schon gepflegt, und durch Ihre Ermunterung später entwickelt, mag sich die geringe Wissenschaftlichkeit, die ich schon erworben, allein Ihrer würdig machen, wenn ich dieselbe auch jetzt noch zu verwerthen suche und die Zeit, die mir mein Amt übrig läßt, dazu verwende.

⁹⁷⁾ Flbefonds Fuchs, geb. 1735 zu Einsiedeln, ward Convenstual und Archivar des Benediktinerstifts Rheinau und fand dort durch P. van der Meer Anleitung zu historischen Forschungen, schrieb eine Gesch. der Grafen von Nellenburg (Msct. in Trogen). Gedruckt sind: Leben des Gilg Tschudi 1805; die mailändischen Feldzüge 1810—12. Er starb als Pfarrer in Nieder-Helsenschwyl im Kt. St. Gallen an der Thurg. Grenze.

Zum Theil ist es Ihnen schon bekannt, daß die Geschichte das Fach war, das vor allen andern mich anzog. Ueber den großen und mannigsaltigen Wert derselken herrscht bei den Sachverständigen nur eine Stimme; darum möchte es etwas Unnöthiges sein, vor Ihnen meine Wahl zu rechtsertigen. Allein das Feld der Geschichte ist so unzgeheuer, daß ich nothwendig fand, einen besondern Theil derselben auszuwählen. Auch erscheint die Geschichte nur in den Einzelheiten mit ihrem unterrichtenden und belebenden Geiste. Wollte ich mich also mit einer Partikular-Geschichte vorzüglich vertraut machen, was konnte ich anders wählen, für was Näherliegendes mich entscheiden, als für die Geschichte des Landes, wo ich zu leben das Glück habe, die Geschichte meines Baterlandes, das mir in so mannigsaltiger Beziehung schon so theuer geworden ist?

Obgleich aber aus der ältern Zeit manche Spur vorhanden ist, und in wilder Ruine dem Wanderer noch seste Kraft und alte Pracht verkünden, schweigen doch die gewöhnlichen Geschichtsbücher von dem Schicksale, das in den fruchtbaren Thälern der Thur und an den reizenden Usern des Bodensees mächtig waltend baute und zerstörte. Sie schweigen von den lieblichen Gesängen unserer Weisen, die im Abendrothe des Mittelalters die schönen Tage der heutigen Dichtkunst vorzbereiteten. Oder wenn noch das Lob der Minnesänger verkündet wird, so eignen sich unsere Nachbarländer den Ruhm derselben zu, und niemand verdankt unserm Lande, was die ganze gebildete Welt auch in der veralteten Form jest noch ergößt.

Solche und ähnliche Gedanken bewogen mich also, aus der dunkeln Bergangenheit ans Licht hervorzusuchen, was der Wißbegierde jedes vaterlandsliebenden Menschen von hohem Werthe sein muß. Was v. Müller nur angedeutet und ab Arr⁹⁸) nur kurz berührt, habe ich mit Hilfe einiger andrer Hilfsmittel weiter zu ergänzen gesucht und von den Jahren 400-800 manches gefunden, das selbst von jenen so achtungswerthen Männern unbeachtet geblieben war. Ich dürste mich dessen nicht rühmen, wenn nicht selbst der Historiker Herr Fuchs mir darüber seinen Beifall gegeben und mich aufgemuntert hätte.

Allein ich finde zu viele urkundliche Lücken, um den Muth zu weitern Fortschritten zu haben; ungern gabe ich gleichwohl das Un=

⁹⁸⁾ Flbefonds v. Arg (1755—1833), Conventual des Stiftes zu St. Gallen, schrieb Geschichten des Kantons St. Gallen 3 Bde. 1810—13 nebst Zusätzen 1830. Ueber sein Leben s. Neujahrsblatt des histor. Bereins v. St. Gallen 1874.

gefangene auf. Sie werden es darum nicht ungütig aufnehmen, wenn ich Sie um die Erlaubnis bitte, das in Ihren Händen liegende Msct. Thurgauischer Geschichte von Prof. Fäsi zu benuten. Daß ich Ihr Zutrauen und Ihre Güte mit weiser Vorsicht ehren werde, dafür bürge ich Ihnen mit meiner Redlickkeit.

Mit der angenehmen Hoffnung, daß Sie meinem Bunsche gütigst entsprechen und die Versicherung meiner wahren Hochachtung genehmigen werden, verharre ich Hochdero ergebenster Pupikofer.

Ich bekam darauf folgenden Entscheid des Rleinen Rathes:

Wir haben dem mit Ihrer Zuschrift vom 14. d. Monats uns vorgetragenen Ansuchen mit Vergnügen entsprochen und daher versfügt, daß Ihnen die in der Kantonsbibliothek liegende Handschrift des Herrn Prosessors Fäsi über die Thurgauische Geschichte zur Benutzung bei Ihrer vorhabenden Arbeit für die Zeit eines Vierteljahres zugesstellt werde. Sie wollen also dafür sorgen, sie auf eine sichere Art in Empfang nehmen zu können. Frauenfeld, 20. April 1819.

Ich pilgerte also nach der Hauptstadt und bekam den kost= baren Schatz ausgeliesert, den ich mit großer Freude nach dem Bodensee in mein Pfarrhaus entführte. Alsbald setze ich mich dahinter und veranstaltete einen Auszug daraus, der zuletzt einen mäßigen Quartanten füllte, und den ich später immer wieder zu Rathe ziehen und ergänzen konnte.

Einige Tage darauf, am 26. April, besuchte mich, da in Frauenfeld gerade Markt war, Herr Provisor Denzler, der mit mir viel zu verhandeln hatte wegen der Errichtung eines Instituts. Auch sollte eine kantonale Helferstelle eingesetzt werden, zu deren Uebernahme er mich überreden wollte. Ich hätte, meinte er, ein vergnügtes Leben, alle Sonntage bald in der Nähe, bald in der Ferne, bald unten bald oben im Kanton zu predigen; die Woche durch würden wir unser Institut in Frauenseld mit einander besorgen; auch könnten wir etwas Rechtes wirken, insdem dann ich, Hr. Denzler und Hr. Benker als traute Freunde immer einander treu helfen und einander gut ver ehen würden. Da ich aber meinen Jugendtraum bereits versenkt hatte, so gab ich abschlägigen Bescheid, obwohl eine Auseinanderschung mit

den Kirchenvorstehern mir Denzlers Plan hätte beliebt machen können.

Es war nämlich dies und jenes im Pfarrhause von Gut= tingen zu reparieren, und man hatte mir versprochen, diese Re= paraturen sogleich nach Oftern vorzunehmen. Run wollten aber keine Zimmerleute und keine Maurer erscheinen; ich fragte, woran es doch fehle, und bekam ausweichende Antworten. Um die Sache vom Flecke zu bringen, ließ ich die Vorsteher zusammen= fommen und brachte nun heraus, daß fie fein Geld mehr zu verbauen hatten. Wenn man, sagten sie, immer auch mußte, wie lange ein Pfarrer bliebe, so könnte man wohl eher sich etwas kosten lassen für Reparaturen; aber die Pfarrer mechfelten jo oft ihre Stellen, und jeder neue, der einziehe, wolle die Einrichtung des Pfarrhauses wieder anders haben. mein Vorgänger mir nicht zum voraus gesagt, daß das die ge= wöhnliche Sprache der Kirchenvorsteher sei, ich hatte mahrscheinlich nicht recht gewußt, was ich daraus machen müßte. Da ich aber eine Drohung durchbliden ließ, so wurden die Leute vernünftig: allein die Arbeiten giengen so verzweifelt langsam vor sich, daß fie erst bis zum Juni fertig gebracht murden.

Am 21. Juni war unser Hochzeitstag. Pfarrer Gutmann in Greifensee, vormals mein Lehrer in Frauenfeld, kopulierte uns in der Kirche zu Gachnang. Zu Frauenfeld hielten wir unser Hochzeitsmahl; dann begleiteten uns mehrere Freunde, und als wir auf der Straße von Kreuzlingen her nach Güttingen fuhren, wurden wir von der Vorsteherschaft feierlich begrüßt und zogen unter dem Klange sämtlicher Glocken ins Pfarrhaus.

Am 3. März dieses Jahres war ich von der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft auf Veranlassung meines Schwagers Küsch zum ordentlichen Mitglied ernannt worden. Diese Gesellschaft war noch jung (gegründet 29. Jan. 1819) und rührig, so daß ich hoffen konnte, in ihren Versammlungen mansnigfache Belehrung auf einem Gebiete zu empfangen, für das

ich immer viel Interesse hegte. Man kam monatlich einmal, je Mittwochs, in St. Gallen zusammen, hörte Referate und Disskussionen an und pflegte Freundschaft unter einander. Aus dem Thurgau waren Mitglieder: Reg.=Rath Frehenmuth von Frauenseld, Dr. Brunner von Dießenhofen und Dr. Scherb von Bisschofszell.

Nach den Nebersichten über die Verhandlungen der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Geseuschaft, Heft I—XV. 1819—1842 hielt P. im Laufe der Zeit folgende Vorträge in dieser Gesellschaft.

- Heft 1. 1819—20. S. 29—31: Ueber die Entbehrlichkeit der Weinspfähle und das Rehren der Trauben.
- 2. 1820—21. S. 8—9: Joeen zu e. Gesch, der Physik nebst e. Beitrag zur Gesch, des Torfs in der Schweiz.
- 7. 1825—26. S. 47—49: Lebensgesch. des Jak. Christoph Scherb von Bischosszell.
- 9. 1827—28. S. 10: Blitschlag in Bischofszell am 21. IV. 1828.
- 10. 1828—29. S. 27: Verminderung des Ertrages vom Weinstock.
- 11. 1829—30. S. 9—13: Besuch der vulkanischen Stelle im Bolognesischen. Zufrieren des Bodensees.
- 12. 1834—35. S. 82—84: Alte Fischerordnung vom Untersee.
- 14. 1836—37. S. 10: Fauna und Flora des Thurgaus.
 - S. 12: Bevölkerungsbewegung im Thurgau.
- 15. 1837—42. S. 6: Lebensbauer im Thurgau.

Mein Schwager wollte mich überreden, in die allgemeine schweizerische naturforschende Gesellschaft einzutreten. Ich äußerte ihm meine Ansichten darüber folgendermaßen:

Güttingen, 13. Heumonat 1819. — Mein lieber Schwager! Unser sester Entschluß ist, auf den 26. d. M. nach St. Gallen zu kommen. Die Eröffnungsrede des Herrn Präsidenten wird mich sehr interessieren, und darum werde ich die Einladung mit Dank annehmen. Besremdet hat es mich übrigens, daß er uns nicht zu hospitieren erslaubt hat, da ich doch weiß, daß vor zwei Jahren in Zürich einige Nicht-Mitglieder den Verhandlungen haben beiwohnen dürsen. Die Glieder der Gesellschaft kenne ich dem Namen nach noch nicht, sinde auch, daß es für einen jungen Mann in einem solchen Verein schwer hält, mit berühmten Männern anders in Verührung zu kommen als vermittelst der Sehkraft, was für mich Kurzsichtigen so viel Interesse

nicht hätte. Ich im besondern — was bei Dir der Fall nicht ist — habe in der Naturwissenschaft wenig gethan, muß also bei allfälligen Gesprächen stummer Zuhörer sein oder den wißbegierigen Schüler spielen: welch beides mir nicht die angenehmste Rolle ist. Bei dir ist dies nicht so; darum möchte also ich nicht, daß du thätest, was ich thue.

Mein größerer Bunich mare, in die Gesellschaft der vaterlan: dischen Geschichtsforscher zu treten; da könnte ich miträsonnieren, könnte etwas hören, mas ich besser verstände und mehr anzuwenden mußte; da würde ich mit Männern Bekanntschaft machen, die mir rathen und helfen könnten. Nicht daß ich die naturwissenschaftliche Gesellschaft nicht fehr hoch schätze und mich besonders des engern ft. gallischen Rreises freue: es ift mir badurch eine Beranlaffung gegeben, von dieser Seite nicht gang zurückzubleiben, und ich werde mir nie eine Nachlässigkeit in dem Besuche derselben zu schulden kommen lassen. Diese Nutbarkeit nun finde ich aber in der größern (gesamtschweizerischen Gesellschaft) schon wieder nicht. Die Versammlungen sind nur alljährlich, an entfernten Orten, deswegen kostbar, und ihr Besuch mannigfaltigen Schwierigkeiten unterworfen, so daß ich nicht absehe, wie ich ihnen allemal beiwohnen könnte. Ob der bloke Titel mir etwas helfen werde? Schwerlich. Gines der schwächern Mitglieder unserer Besellschaft wurde mich als Gesellschaftsmitglied nicht vermögen, ein Buch von seiner Fabritation zu kaufen oder günstiger von ihm zu urtheilen als von einem andern Berfasser, der mit uns nicht in diesem Berhältnisse stände. Eine Ehrenernennung wäre auch viel ehrenvoller als eine erbetene und würde noch viel mehr Respekt einflößen, und eine solche märe wohl leicht zu erhalten, wenn eine Schrift wie Deine Bäder 99) den Naturforscher beurkundet haben. Und was dann der Tette Grund ist und der wichtigste: in einer Wissenschaft, die man so zu sagen nur dem Namen nach oder wenigstens blos oberflächlich kennt, gibt man bei Unterhaltungen leicht Blößen und hat man ein= mal folde von jemanden gefunden, so ist der Rredit für lange Zeit verloren, und man braucht doppelte Mühe, bis man nur das Berdorbene wieder gut gemacht hat.

⁹⁹⁾ Gabr. Rüsch veröffentlichte ein werthvolles Werk über schweiszerische Balneographie: Bollst. Handbuch der Bades und Trinks Curen überhaupt, oder Anleitung zu deren richtigem Gebrauch mit bes. Bestrachtung der schweiz. Mineralwasser und Badeanstalten. 3 Bde. Ebnat, Bern und Chur 1825—32. Anfänglich ließ der Vers. das Werk im eigenen Verlag erscheinen; nachher kauste ihm der Buchhändler Dalp die beiden ersten Bände ab und ließ noch einen dritten hinzufügen.

Dies sind die Bedenklichkeiten, die ich hege, mich als Mitglied in die schweizerische naturforschende Gesellschaft aufnehmen zu lassen. Bei dir sinden sie alle nicht statt. Darum thue, was du willst! Vielzleicht daß ich mich dann nach einigen Jahren von dir in denselben Kreis werde einführen lassen, wenn ich hoffen kann, empfänglicher und fähiger für ähnliche und gegenseitige Mitteilungen zu sein. 100)

Uns geht es übrigens sehr wohl, und was mich am meisten freut, meine Frau hat noch kein Heimweh, ob sie gleich gerne den Tag kommen sieht, der sie zu ihren Eltern und zu dir zurücksührt.

Im Oktober hielt ich in der st. gallischen naturforschenden Gesellschaft meine ersten Vorträge; zunächst las ich meine Abshandlung über die Entbehrlichkeit der Weinpfähle (oder "Rebstecken"). Indem ich auf die Nothwendigkeit, soviel möglich von dem Auslande unabhängig zu werden, hinwies, fand ich es verdienstlicher, dahin zu trachten, den Weindau weniger kostspielig zu machen, als ihn zu Gunsten des Getreidebaus zu beschränken. Der Kanton Thurgau zahle jährlich 8—9 Gulden für die Weinpfähle auf eine Juchart Reben an das Ausland, weil sie aus den eignen, schlecht besorgten Waldungen schwer zu ersehen seien. Daher der Versuch, sie entbehrlich zu machen. Der Schweizerbote vom I. 1817 habe bereits Vorschläge hiezu

Mitglieb der schweiz naturforsch. Gesellschaft aufnehmen und erhielt darüber folgendes Brevet: Societas naturæ scrutatorum Helvetorum scientiam dulcissimam fovere perinde ac patriæ almæ commoda promovere cupiens sodalium suffragiis virum illustrem, Pupikofer Diaconus (sic!) in Episcopicella, sodalem sibi optat, legit et his ipsis literis publice vult esse declaratum. Quo benevolentiæ suæ testimonio id se impetraturam esse sperat, ut inventa observataque communicet, societatisque existimationi et utilitati consulat, favore denique et benevolentia sodales complectatur. Datum Scaphusiæ Helvetorum die 28 Julii 1824.

Johannes Conradus Fischer, ferri-fodinarum Scaphusianarum præfectus, societatis præses. G. M. Stierlin, præsidis pro tempore vicarius. Joannes Ludovicus Peyer, secretarius. J. Jac. Mezger, p. t. secretarius.

gegeben; auch Hr. Pfarrer Ludwig in Altnau habe Versuche gemacht, Weinpfähle zu ersparen, indem er in die Mitte von 4 Reben einen Weinpfahl steckte und an diesen die Zweige dersselben, wie in einen Giebel vereinigt, befestigte. Ich schlug vor, das Versahren der alten Kömer mit einigen unserm Klima ansgemessenen Abänderungen in Anwendung zu bringen. Man besfestige, rieth ich, zwei Stangen gleich einem Joche, die eine etwa 6 Joll, die andere 18 Joll über der Erde, längs der Reihe der Reben, binde im Frühling die Zweige derselben an die untere, die im Sommer aufschießenden neuen Zweige an die obere Stange. Hiedurch werde der Schatten vermindert und die Frucht mehr der Sonne ausgesetzt. Man könne auch die Jahl der Stangen auf die Hälfte vermindern, wenn man sie zwischen zwei Reihen Reben hinziehe, so daß eine Reihe von der untern, eine andere von der obern Seite an dieselben besessigt werde.

Ein anderer Gegenstand, ebenfalls den Weinbau betreffend, gab mir Beranlaffung, mich an den Berhandlungen zu bethätigen. Jemand machte der Gefellschaft ein Geschenk mit Herrn Jakob Forrers kleiner Schrift: Ginfaches Mittel, das jog. Rehren der Trauben zu verhindern und die Reife derselben um 8-14 Tage zu befördern. Winterth. 1819, nebst dem von ihm beschriebenen und empfohlenen Wertzeug. Die Mittheilung dieses Geschenkes und die Besprechung von Grn. Lambrys aus Mandres Erfindung, vermittelft Circular = Einschnitte das Abfallen der Traubenbeeren bald nach der Blüte zu verhindern und ihre Zeitigung zu be= fördern, veranlagten mich zu bemerken: die Erfindung sei gar nicht neu; Hr. Meyer v. Knonau habe ichon vor vielen Jahren eine ähnliche Behandlung an Bäumen, die wegen zu starken Wachsthums keine Früchte trugen, versucht und empfohlen; es sei eine bekannte, an Kirsch= und a. Obstbäumen gemachte Er= fahrung, daß, wenn ein Uft zerbrochen werde, die Blüten und Früchte im gleichen Jahre sich dichter ansetzten und früher aus= reiften, daß er aber im zweiten oder sicher im dritten Jahre ab= sterbe; dies gleiche Verfahren, auf den Weinstock angewendet, habe immer noch ein Bedenkliches hinsichtlich eines nachtheiligen Einflusses auf die Lebensdauer und das kräftige Wachsthum der Pflanze.

Um diese Zeit wurde man in der Schweiz beunruhigt durch die Vorgänge in Deutschland. Das deutsche Volk war nach den Befreiungsfriegen jum hauslichen Berde jurudgekehrt, um in ftiller Thätigkeit die geschlagenen Wunden heilen zu laffen. Da sandten schmeichlerische Höflinge aus feigem Versteck giftige Pfeile in Wort und Schrift gegen das erhebende Andenken der Deutschen an die heldenmüthige Zeit: die Befreiung des Vater= landes sei nicht durch die Begeisterung und die Opferfreudigkeit des Volkes zu ftande gebracht worden, sondern durch den Befehl des Königs von Preußen; die Bestrebungen der patriotisch ge= sinnten Männer hätten jett keinen Zweck mehr, seien vielmehr schädlich, indem sie auf geheime Umtriebe zum gewalsamen Um= fturz der bestehenden Ordnung ausgiengen. Derartige Verleum= dungen erregten mit Recht einen wahren Sturm der Entruftung namentlich in den Kreisen der Professoren und Studierenden und führten zu der etwas theatralischen Demonstration, welche die meist aus protestantischen Norddeutschen bestehende Burschen= schaft am 18. Oktober 1817 zum Andenken an die Reformation und zugleich an den Sieg bei Leipzig auf der Wartburg bei Wo es möglich war, wagten freiere Zeitungen Eisenach feierte. den verletten Gefühlen gebildeter Volksschichten scharfen Ausdruck ju geben. Das führte ju reaktionären Magregeln von seite der volksfeindlichen Richtung, und ehe man sichs versah, war es in Deutschland, namentlich in Preußen, dahin gekommen, daß die, welche dem Staate die größten Dienste geleiftet hatten, wie Görres, Jahn, Arndt u. viele a., als Feinde desfelben verfolgt murden. Schon im Jahre nach dem Wartburger Feste sah sich der mo= narchische Kongreß zu Aachen veranlagt, enstliche Magregeln gegen die Freiheitsäußerungen in Deutschland zu beschließen. UnglückAicherweise geschah eine That, welche diese Makregeln als berechtigt erscheinen ließ. In Mannheim lebte der befannte Dramendichter Aug. v. Rogebue; dieser Mann ichien wegen feiner Zeitungs= artifel und insbesondere wegen seiner Berichte an den Kaifer von Rugland über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland als Spion thatig zu fein, um der Reaktion Schergen= dienste zu leisten. Gin schwärmerischer Student, Rarl Ludwig Sand aus Bunfiedel im frankischen Bayern, fühlte fich be= rufen, das Baterland an diesem Berräther zu rächen. Er reiste nach Mannheim und ermordete dort am 23. März 1819 den verhaßten ruffischen Staatsrath v. Kozebue. Diese That brachte um so größere Aufregung hervor, als furg darauf ein verrückter Menich auch einen Mordversuch auf den nassauischen Regierungs= präsidenten machte. Jett schien es an den Tag gekommen zu sein, daß in Deutschland eine geheime Verschwörung gegen die Regierungen vorhanden sei. Diese, durch Metternich beeinflußt, benutten daber das Vorgefallene, um die bedrohte Ordnung und Sicherheit durch Unterdrückung der bisher gestatteten Freiheiten zu schützen.

Im Juni 1819 begann die Treibjagd gegen die Freiheit. Alle Turnplätze wurden geschlossen; Jahn nebst vielen Studenten ward verhaftet, ebenso Arndt; Görres konnte entsliehen. Man berief auf den 6. August einen Kongreß von Gesandten aller deutschen Staaten nach Karlsbad, wo unter Metternichs Einfluß noch weitere Maßregeln namentlich gegen die lehrende und lernende Welt verabredet und ins Werk gesett wurden.

Die deutschen Fürsten ließen sich verblenden, so daß sie den Geist der Zeit nicht mehr begriffen. Preußen, und ihm nach= ahmend die übrigen Staaten, verhafteten eine Menge getreuer Volksredner und beschuldigten sie der Verbrechen, die sie nicht begangen hatten; dadurch senkten sie in die Herzen der Vater= landsfreunde den Keim zu den Wünschen, was zu thun wäre, um sich von der Fessel frei zu machen. Rußland stellte ein Heer

in Polen auf, vielleicht um bei jeder Unruhe schnell bei der Hand zu sein.

Es schien, als ob diese Bewegung in Deutschland ihren Rückschlag auch auf unsere Schweiz ausüben sollte. Von Anstreas Stähele habe ich (S. 142) erzählt, wie er sich mit Hrn. v. Fellenberg in Hoswyl entzweite und im Februar 1819 nach Bern übersiedelte. Dort las er bis zum August als Privatdozent an der Hochschule über deutsche Geschichte und äußerte sich dabei ganz im Sinne der Jugend Deutschlands über die Reaktion.

Im Juli hatte diefer Stähele 101) von einem Freunde in Neuwied einen Brief erhalten, worin man ihm den russischen Hofrath Ritter von Hammel als einen Mann verzeigte, der im Auftrage der ruffischen Regierung Deutschland und die Schweiz. bereise und besonders Schulen und Universitäten jum Gegen= stande seiner Erkundigungen und Berichte mache. Später erfuhr Stähele, daß Hr. v. Sammel wirklich in Bern angelangt und beim Falken abgestiegen sei, und daß er nach einem furzen Besuche in Hofwyl bereits die Aeußerung gethan habe, "die Lehrer in Hofwyl seien lauter Jakobiner, die Anstalt eine Geldspekulation, und die Schule habe wenig zu bedeuten." Obgleich in Un= frieden von dem Vorsteher in Hofwyl geschieden, gerieth Stähele in gewaltige Aufregung, suchte den Hofrath im Gasthof zum Falken auf und gerieth daselbst sofort in einen heftigen Wortwechsel mit Hrn. v. Hammel, indem er ihm nicht nur die Ausdrücke "Fürstenknecht" und "Hund" an den Kopf warf, sondern durch eine zufällige Bewegung der Hand gegen eine Busentascheden Gegner in den Wahn versetzte, daß es sich um sein Leben handle. Erschrocken rannte der Hofrath in schnellen Sätzen die-

¹⁰¹⁾ Aufschluß über die Verweisung des Privatdozenten Andreas. Stäheli aus dem Kant. Bern. Schweiz 1819. 12°. — A. v. Tillier, Gesch. der Sidgenossenschaft während der Restaurationsepoche. Bd. 2· (1849), S. 100 fg. Man trifft den Namen bald Hamel, bald Hamel, bald Du Hamel geschrieben.

Treppe hinunter. Als durch den entstandenen Lärm einige Perssonen herbeieilten, kam Stähele nochmals auf den Hrn. hinzu und forderte ihn in Gegenwart von Zeugen auf, ihn anzuhören. Dazu hatte derselbe keine Lust, und darum entfernte sich der junge Dozent.

Der Turnlehrer Rlias machte Unzeige von dem Borfall, und nach Verlauf einer Stunde erschien der Polizeidirettor von. Wattenwyl in Stäheles Wohnung, forderte ihm die Briefe ab, ließ in verhaften und das Zimmer versiegeln. Die Sache machte großes Auffeben; denn man glaubte nichts anders, als daß Stähele die Rolle eines zweiten Sand habe spielen wollen. Gleichzeitig hatte er eine Einsendung in die Narauer Zeitung gegen Brn. Hammel besorgen laffen. Außerdem fand man unter seinen Bapieren einen angefangenen Brief, worin er sich über den aristokratischen Geist der Berner Regierung auf eine ziemlich scharfe Weise ergoß. Aus diesem Grunde verurtheilte der Beh. Rath von Bern den Dozenten Stähele wegen gröblicher Störung der öffentlichen Rube unter erschwerenden Umständen in einem Gasthofe, wegen vorsätlicher Berbreitung einer Injurie gegen eine große befreundete Macht und wegen Verraths gegen die Regierung, welche ihm Gastfreundschaft gewährt hatte, als nicht angesessenen Landesfremden zur Ausweisung aus dem Kanton Bern, indem ihm der Wiedereintritt auf immer untersagt wurde. Damit war ein Schweizerbürger des Rechtes beraubt, sich vor dem ordentlichen Richter vertheidigen zu dürfen. Seine Zuhörer in Bern dedten die Rosten, die ihm überbunden wurden.

Stähele floh nach dem Thurgan; er war von Sommeri; allein da er in seinem Heimathorte keinen rechten Aufenhalt fand, nahm er seine Zuflucht zu mir und wohnte einige Wochen bei mir zu Gast. Er war ein sehr anregender Mann, der sich vorz genommen hatte, eine Geschichte der Grafen von Kyburg zu schreiben, ohne sein Vorhaben auszuführen. Der Besuch dieses Mannes gab meiner jungen historischen Richtung begreislich neuen

Schwung. Als enthusiastischer Freund der griechischen Sache reiste er 1821 für ein Jahr nach Griechenland und brachte nach seiner Rücksehr einen Philhellenenverein im Thurgau zu stande, durch dessen Bemühungen eine beträchtliche Summe (über 7000 Gulden) für die Griechen zusammengesteuert ward. Als er später der Verfassungsbewegung im Thurgau sich anschloß, wurde er in den Kleinen Kath gewählt.

Mein Freund, der Vikar Vogler in Märstetten, sah sich seit Beginn des Jahres in seiner Gesundheit angegriffen und machte sich darüber die schrecklichsten Gedanken. Er litt an Ka=tarrh und beklagte sich über schweres Athmen. Im Sommer gieng er nach Meilen, um bei Dr. Billeter eine Kur zu bestehen. Er fühlte sich zwar nicht gerade entschieden krank; aber dennoch waren Symptome eines krankhaften Zustandes bei ihm vorhanden: heiserer Husten und beständiges Herzklopfen. Ich bestauerte ihn lebhaft; denn er fühlte sich sehr unglücklich. Später erholte er sich wieder.

Mein Zögling Hanhart machte ordentliche Fortschritte. Auf Wunsch seines Baters bereitete ich ihn durch Religionsunterricht zur Confirmation vor, so daß er auf Weihnachten zum h. Abend=mahl zugelassen wurde. Sein Bater war sehr zufrieden mit meinen Leistungen und bedauerte nur, daß er seinen Jean ein Jahr zu spät meiner Leitung übergeben habe. Dieser trat nach Neujahr in die Lehre bei einem Seidenfärber Häußler in Zürich ein, wurde später Chemiker in der Rothfarb zu Frauenfeld und starb, wenn ich nicht irre, in den 70er Jahren als Besitzer der Fabrik in Dietikon.

1820.

Der Winter verlief mir ruhig unter Amtsgeschäften, Lektüre und Studien. Von den Büchern und Auffätzen, die mir am interessantesten schienen, machte ich nach meiner Gewohnheit immer Auszüge. Wie tief der Aberglaube im Volke lebte, davon mag eine Thatsache zeugen. 102) Eine Barbara M. von Güttingen veranlaßte die beiden Joh. und Ulrich A., auf dem Kirchhof in Sommeri einen Schädel zu entwenden, um sich dadurch unsichtsbar zu machen.

Bon besondern Volkssitten ist mir die eine aufgefallen, daß sowohl Reformierte als Katholische die Gewohnheit hatten, wenn jemand gestorben war, die ganzen Nächte hindurch bei den Todten zu wachen. In andern Gegenden des Thurgaus wußte man nichts davon, und auch hier gab es Leute, die sich nicht an die Sitte kehrten; allein man rechnete ihnen diese Unterlassung als Gottlosigkeit an. Die Gewissenhaftigkeit gieng so weit, daß man, so lange der Todte im Hause lag, auch keine zum Veruf ge-hörenden Feld- oder Hausarbeiten verrichtete, sondern gänzlich seierte. Die, welche bei dem Todten wachen mußten, hätten eigentlich offenbar beten sollen; allein sie gaben sich nur mit Essen und Trinken ab.

Damals sang man noch manche gehaltvolle Volkslieder, die jetzt verklungen sind. Ich will hier zwei mittheilen, welche die Zufriedenheit preisen und darum unserm heutigen Geschlechte ab= geschmackt vorkommen mögen.

1.

Ein Herz, das sich mit Sorgen quält, Hat selten frohe Stunden. Es hat sich schon sein Theil erwählt, All Hoffnung ist verschwunden. Nur glücklich ist, der das vergißt, Was einmal nicht zu ändern ist.

Die Sonne, die am Morgen lacht, Kann oft am Mittag weinen. Das Glück, das man zur Zeit veracht', Hat kurze Zeit zu scheinen. Es bleibt dabei, wer warten kann, Den scheint das Glück noch einmal an.

¹⁰²⁾ Protofoll des Administrationsrathes, Bb. 1, S. 155.

Liegt gleich mein Schiff vor Anker noch, Bei gang kontrarem Winde, So habe ich die Hoffnung doch, Daß ich den Safen finde, Den Hafen, der zur Freude ruft. Was lange währt wird endlich gut.

Frisch auf, mein Beift, ermuntre bich, Und sei dein eigner Meister, Und quale nicht so jammerlich Die edlen Lebensgeifter! Wer weiß, wo man noch Rosen bricht! Drum sei vergnügt, und sorge nicht. 103)

2.

Bufriedenheit ift mein Vergnügen; Basicher ich mich um meine Feinde? Das andre laß ich alles liegen Und liebe die Zufriedenheit.

Sie werden noch die besten Freunde; Man trag' ein wenig nur Gedulb!

Wenn alle Ungethüme brausen

Der Himmel schützet all die Seinen; Und alle Unglücksstürme sausen: Er lässet sie nicht lange weinen; Alsdann vertrau ich meinem Gott. Er schützet fie mit seiner Suld.

> Drum, liebe Seele, sei zufrieden! Was uns der liebe Gott beschieden, Mit dem sei jederzeit vergnügt! 104)

Wenn ich den Werth solcher Ueberlieferungen für die Rennt= nis des Volkscharakters damals besser zu schätzen gewußt hätte oder Geist und Gemüth in mir darnach gerichtet gewesen wären, fo hätte ich mancherlei an Liedern und Sagen aufzeichnen können,

¹⁰³⁾ Der Dichter dieses um die Mitte bes 18. Jahrh. (zwischen 1745-76) entstandenen Liedes ist unbekannt. Der Tert desselben ist gedruckt im Weimarer Jahrb. Bb. 2, S. 188—190; die Bolksweise bei Ert, Bolfslieder Bb. 1, Seft 4, Nr. 30.

¹⁰⁴⁾ Mit abweichendem Wortlaut bringt den Text samt der Me= lodie Ludw. Erk, Volkslieder Bd. 1, Heft 1, S. 577. Beide Lieder find wohl jest im Thurgau vergessen; denn wer möchte auch die alt: väterische Genügsamkeit und Bufriedenheit befingen im Zeitalter bes volkswirthschaftlichen Aufschwungs!

die, ob auch unter dem nüchternen Thurgauer Volk nur spärlich verbreitet, doch immer noch vorhanden waren. Bald aber wurde ich mit einem Manne bekannt, der für die Poesie mehr Sinn hatte als ich.

Gines Tages — es war im Juni des Jahres 1820 — als ich mit meiner jungen Frau wie gewohnt meinen Spazier=gang machte, holte uns das Dienstmädchen ein mit der Nach=richt, der Herr Baron vom Schlosse Eppishausen sei mit einer Dame vorgefahren und wünsche mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen. Wir eilten zurück, trafen aber keine Kutsche mehr beim Pfarrhose; die Herrschaften hatten sich in das Wirthshaus bei der Schifflände begeben. Dort suchten wir sie auf. Es war der Freiherr von Laßberg 105) und Ihro Durchlaucht die Fürstin Elise von Fürstenberg.

Bekanntichaft mit Lagberg.

Die von Laßberg sind einem alten oberösterreichischen Geschlechte angehörig, das seiner Zeit sich mit andern österreichischen Adelsfamilien für die Reformation erklärte und in Folge dessen nachmals sich gezwungen sah, nach Schwaben auszuwandern. Sonderbarer Weise aber fühlte sich ein Nachkomme desselben veranlaßt, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren. Enkel oder Urenkel desselben traten in die Dienste der Fürsten von Donaueschingen, Sigmaringen und Fürstenberg.

Joseph von Lagberg wurde am 10. April 1770 gu

Das reichste Material über Laßbergs Leben — wenn auch nicht immer ganz zuverlässiges — hat Carl Greith von St. Gallen in den Historischepolit. Blättern Bd. 53 (Münch. 1864), S. 425—441 und S. 502—522 veröffentlicht. Darauf gestützt, würdigten den Mann in seinem Wirken Wilh. Scherer in den Badisch. Biographien Bd. 2 (Karlsr. 1881), S. 8—11 und Franz Muncker in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 17 (Lpz. 1883) S. 780—784. Zu ergänzen wäre vieles aus Laßbergs zahlreichem Briefwechsel, der nur zum Theil veröffentlicht ist. Ich lasse auch hier P. allein sprechen; er hat ohnehin einiges aus Laßbergs Leben bekannt gemacht in diesen Beiträgen Heft 1, S. 80—85.

Donausschingen geboren, in jenem Jahre, in welchem auch Na= poleon I., Wellington und der Freiherr von Stein das Licht der Welt erblickten. Wie seine vier Geschwister gewann er im Wachsthum schöne und fräftige Gestalt, wurde aber im Elternhause Schon als Kind von 7—8 Jahren mußtestrenge erzogen. er im Winter ohne Sandschuhe mit seinem Bater auf die Schweinejagd gehen und oft ganze Tage lang im tiefsten Schnee zubringen; die Kälte, die dort auf der Baar manchmal sehr empfindlich wird, lernte er auf diese Weise ertragen. Leckerbissen und Naschereien, mit denen man jett den Bürgers= und Bauern= findern den Mund stopft, tamen den kleinen Baronen spärlich zu, und Joseph wurde 19 Jahre alt, ehe er den Rebensaft kosten. durfte. Seine erste Schule machte er in dem alten Cisterzienser Rlofter Salem bei Ueberlingen, wo gemäß einer Stiftung zwölf Edeknaben des schwäbischen Adels Pension erhielten. Hernach trat er in das Gymnasium zu Donaueschingen und erwarb sich dort einen guten Grund in der Renntnis alter Sprachen und nüt= licher Wiffenschaften.

Die romantische Geschichte von seiner Flucht aus dem Eltern= hause sollte man nicht mehr nacherzählen; denn sie ist, wie wir aus dem Briefwechsel mit Uhland wissen, ein Märchen. 15 Jahre alt, wurde er nach Frankreich gesandt, um Sprache und Sitten dieses Landes und vor allem den Kriegsdienst kennen zu lernen. Eigentlich war er dazu bestimmt, in den Johanniter= orden einzutreten. Zuerst kam er in ein Susarenregiment in Landau, bei welchem ein Onkel Major war; nachher wurde er zum Offizier im Regiment des Herzogs Phil. von Orleans befördert und erhielt als solcher 1789 in der Burg zu Trifels den Ritterschlag als Johanniter. Man warnte ihn vor der Freimaurerei, welche damals mit den verschiedensten Blafe= bälgen die Funken der Unzufriedenheit im Volke zur revolutio= nären Glut anfachte, bis 1789 die Flammen ausschlugen. Von Lagbergs damaligen Kameraden haben sich später mehrere einen Namen gemacht unter Bonaparte: Kellermann, St. Hilaire und Nen.

Sein Bater aber munichte, daß er fich lieber für den Zivil-Er bezog daher 1786 junächst die Universität dienst ausbilde. Strafburg, siedelte indeß bald an die Hochschule Freiburg im Breisgau über, wo er sogenannte Cameralia, wir würden jett jagen, Nationalökonomie, namentlich aber Forstwissenschaft stu= dierte. Im 3. 1788 kam er an den Hof des Fürsten von Hoben= zollern-Hechingen, um sich im Forstwesen auszubilden, kehrte jedoch im nächsten Jahre, beim Ausbruch der französischen Revolution, nach Donaueschingen in seine Heimat zurück. Hier wurde er Jagdjunker mit der Aussicht, seinem Bater in der Oberjäger= meisterstelle nachzufolgen. Mit diesem Umte war zugleich die Aufsicht über die fürstlichen Waldungen verbunden, die einen Flächenraum von mehr als hunderttausend Jucharten bedectten. Lagberg widmete sich dem Forstfache mit der ganzen Kraft eines reichbegabten jungen Mannes, wobei ihm die scharfen Sinne gu statten kamen, mit denen ihn die Natur ausgerüstet hatte. In dieser ersten Hälfte seines Lebens war nicht die Geschichte und die Litteratur, sondern die Naturwissenschaft sein Lieblingsstu= dium. Alles, mas zum Forstwesen gehörte, fesselte ihn; noch in späten Jahren erwachte, wenn das Gespräch auf Wald und Forst sich wendete, sichtbar in ihm freudiges Interesse. Er erkannte noch in späten Jahren jeden Baum wieder, den er gepflanzt hatte, und die grüne Farbe seines Ueberrockes, die er beständig beibehielt, sollte von dem Berufe seiner Jugend noch im Alter Beugnis geben.

Der Eifer, mit dem der Jagdjunker sich der Forstkultur hingab, brachte ihm eine Beförderung; er wurde 1792 als Obersforstmeister nach Heiligenberg versetzt, einem Schlosse, das, drei Stunden landeinwärts vom schwäbischen User des Bodensees gelegen, sich 2400 Fuß über das Meer erhebt, und das in weiter Ferne auf schweizerischem User durch seine schöne Lage und seinen

schimmernden Glanz den Blick auf sicht. Hier verheirathete sich Laßberg 1795 mit dem Freifräulein Marianne Ebinger von der Burg, aus einem konstanzischen Patriziergeschlechte, die ihm eine nicht unbedeutende Mitgist zubrachte. Aus dieser Ehe stammten vier Söhne, wovon zwei in den Militärdienst traten und einer, Friedrich, als Regierungspräsident in Sigmaringen sich sehr auszeichnete und sich um die Wissenschaft durch die Bearbeitung des Schwabenspiegels verdient machte.

Laßberg bezog hier eine mäßige Besoldung; dennoch be= kannte er noch lange nachher, die Jahre, die er dort verlebt, seien die glücklichsten seines Lebens gewesen. Er lebte seinem Berufe, dem er leidenschaftlich ergeben war, frei von Sorgen. 3m 3. 1798 faufte er das kleine Rittergut Helsmdorf (Bermenstorf, Helmstorf) nicht weit von Immenstad am Bodensee, welches damals Eigenthum eines Frauenklosters im Sigmaring= ischen war. Obwohl Lagberg nur vier Jahre im Besitze desselben blieb, erinnerte er sich doch noch lange nachher der Bäume, die er dort gepflanzt, der Anlagen, die er dort errichtet. Bon seinem Nachfolger gieng der Rittersit an Heinrich v. Salis über, der am 10. August 1792 über die einzigen Soldaten Ludwigs XVI., die Schweizer, die ihrer Pflicht treu blieben, in den Tuilerien den Befehl geführt hatte. Alls Besitzer von Helmsdorf wurde Lagberg Mitglied der Reichsritterschaft vom Segau.

Im Jahre 1804 wurde Laßberg zum Landesoberforstmeister in Donaueschingen befördert und damit das gesamte Forstwesen des Fürstenthums ihm untergeben. In demselben Jahre starb aber die schwäbische Linie des Hauses Fürstenberg aus, und die böhmische Secundogenitur gelangte zur Nachfolge. Allein das Haupt derselben, Fürst Karl Alohs, war als Feldmarschall-Lieustenant der deutschen Armee im Kriege gegen die Franzosen in der Schlacht bei Liptingen den 25. März 1799 eines rühmlichen Todes gefallen. Der Fürst hinterließ einen einzigen Sohn Karl Egon († 1854), der das achte Altersjahr noch nicht erreicht

hatte; ihm fielen die böhmische und die schwäbische Erbschaft heim. Die Vormundschaft führte die verwittwete Fürstin Elisa= beth, eine Schwester des Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taris, der zu Regensburg residierte. Geboren 1767, hatte sie jett das sechsunddreißigste Jahr ihres Lebens angetreten; sie war eine stattliche, wohlgestaltete Frau, nicht gerade von aus= gezeichneter Schönheit, eingenommen für die junge romantische Litteratur, aber auch nicht abhold den aufklärerischen Ideen Friedrichs des Großen und Josephs II. Als die junge Fürstin die Reise nach Schwaben antrat, rathschlagten die Beamten in Donaueschingen, auf welche Weise man sie festlich empfangen Es wurde beschlossen, Lagberg der Fürstin entgegen zu jenden, der den ehrenvollen Auftrag freudig vollzog. Er bildete aus dem Forstpersonal ein Jägerforps und beglückwünschte die Landesherrin an der Donaubrude zu Geisingen am 24. Mai "Es war, fagt Greith, für sein ganges Leben ein ent= icheidender Tag; denn die Zuneigung, die beide erfaßte, begleitete sie bis an das Grab." Die Last der Regierung half der Freiherr tragen; zwölf Jahre lang war er so zu sagen der Re= gent im Fürstenlande.

Schon wenige Monate nach ihrer Ankunft in Donausschingen verließ die Fürstin, verscheucht durch das herannahende Getümmel des dritten Coalitionskrieges die Residenz wieder, um mit ihrem Sohne nach Böhmen zurückzukehren, und schon den 10. No=vember 1805 verkündete Napoleon durch sein Machtgebot, das Fürstenthum sei konsisziert, das Haus Fürstenberg seiner Landes=hoheit entsetz; außerdem wurde das Fürstenthum zu einer Kon=tribution von über 500,000 Gulden angehalten. Zum Borwand solcher Willkür mußte die Anhänglichkeit dieses Hauses an Oester=reich dienen. Nichts blieb unversucht, den Schaffhausen, um das Fürwort des kleinen Freistaates anzusprechen, der wenigstens seine Dienste bereitwillig anerbot. Aber Napoleon sagte zu einem

Neffen des unmündigen Fürsten in Paris: "Croyez-moi, vous vous en trouverez mieux par la suite!"

Es war nichts zu machen, man mußte sich fügen; auch das deutsche Reich wurde am 1. Aug. 1806 zu Grabe getragen. Die Landeshoheit gieng größentheils an Baden über, das 1806 zum Großherzogthum erhoben wurde. Fürstenberg war nur noch ein Privatgut, kein souveränes Fürstenthum mehr. Laßberg suchte wenigstens in der Verwaltung der Güter so viel wie möglich Gutes zu wirken. Als ein Denkmal seiner Thätigkeit stehen die schönen im dunklen Grün prangenden Baumpflanzungen des Parks; durch Unterdrückung des Schlendrians brachte er es dazu, daß Kisten und Kasten voll waren, als die Vormundschaft zu Ende ging.

Laßberg, der Zustände Deutschlands überdrüssig, hatte sich, nachdem er Helmsdorf veräußert, zeitig nach einem andern Wohnssig umgesehen. Eigenthümlicher Weise wurde jetzt gerade der Sitz im Thurgau käuslich, auf welchem die Herren von Helmstorf von 1372 bis 1534 gewohnt hatten, nämlich Eppishausen bei Erlen. Nach ihrem Aussterben war die Burg an die schwäbischen Edlen von Bernhausen, im J. 1693 durch Kauf in den Besitz des Klosters Muri im Aargau gelangt, welches im J. 1759 vor den alten Burgthurm ein geräumiges Schloßgebäude erstellen ließ. In Folge der Revolution verlor diese Herrschaft eine Menge Rechte, weshalb sie im J. 1811 106) zum Verkauf ausgeboten wurde. Laßberg erwarb das Schloßgut im Herbste des Jahres 1812, wie es scheint 107). Nicht als ob er ein besonderer Freund der schweizerischen Institutionen gewesen wäre; Demokrat war

¹⁰⁶⁾ S. Thurg. Ztg. 1811 vom 30. Juni, Beilage zu Nr. 26.

¹⁰⁷⁾ Andere sagen 1813 (Näf und Pupikofer), 1818 (Rahn). Laut Protokoll des thurg. Kleinen Rathes (Okt. 1812) wurde dem Hrn. Baron Joseph v. Laßberg, k. k. Kämmerer, fürstl. fürstenberg. Geh. Rath und Landes-Oberforstmeister auf sein Gesuch vom 6. Okt., als Käufer der Besitzung Eppishausen, die Niederlassungsbewilligung gegen die Taxe von 75 Gulden erteilt.

er nie, und um jene Zeit sah es in der Schweiz auch nicht besonders demokratisch aus; aber die Schweiz war ihm ein willskommener Zufluchtsort vor den Duälereien und Nörgeleien der Restauration. Als ihm dasselbe gerichtlich zugesertigt wurde, gab er den Mitgliedern des Gerichtes ein Essen und setzte ihnen von dem vortresslichen elser Weine vor, der den Männern außersordentlich gut mundete. Als er einen Becher gefüllt und ihn dem obersten am Tische darreichte, damit die Gesellschaft auf das Wohl der anwesenden Fürstin trinke, sagte er zu demselben, er solle, wenn er getrunken, den Becher zirkulieren lassen. Der aber konnte sich von demselben gar nicht trennen und antwortete: "Er zirkuliert schon, Herr Baron, er zirkuliert schon!"

In dieser Zeit gewann er seine Liebhaberei für deutsches Alterthum und deutsche Geschichte, der er von nun bis an sein Ende treu blieb. Er begleitete die Fürstin auf Reisen nach der Schweiz, nach Italien und England ¹⁰⁸). Es entspann sich zwischen beiden ein vertrautes Verhältnis, in Folge dessen sich Laßbergs Gattin nach Sigmaringen zurückzog, wo sie 1814 starb.

Alle Hoffnungen der Fürstenberger richteten sich nun auf den Wiener Kongreß, der vom 1. Nov. 1814 bis 9. Juni 1815 dauerte. Was der Korse im willfürlichen Muthwillen verdorben oder vernichtet hatte, sollte dieser Kongreß wieder gut zu machen suchen. Nach Wien begab sich auch die Fürstin Elisabeth in Bescheitung Laßbergs und ihres Bevollmächtigten, Geheimraths v. Gärtner. Man erwartete, daß das deutsche Vaterland eine feste Reichsordnung erhalten und in neuer Kraft erstehen werde, um seiner Feinde im Westen sich zu erwehren und im gleichberechtigen Verein mit seinen Verbündeten die Ruhe Europas zu sichern. Diese schöne Hoffnung war in den Vaterlandsfreunden namentslich auch durch die Dichter der romantischen Schule gegründet

¹⁰⁸⁾ Die Beschreibung einer solchen Reise, von ihrer Hand gesschildert, soll noch vorhanden sein. Münch., Gesch. des Hauses Fürstensberg. Bb. 4, S. 334.

und genährt worden. Die Heldenkämpfe des Mittelalters und Deutschlands alter Ruhm traten dadurch wieder in das Bewußtsein der lebenden Generation in einer Glorie, vor welcher selbst der Thatenruhm des Freiheitskrieges erblaßte. Dahin zurück, in die mittelalterliche Herrlichkeit Deutschlands wandte sich also auch das Gemüth Laßbergs, und er traf dort Männer von gleicher Gesinnung. Da war der junge hessische Legationssekretär Jacob Grimm, der bereits einen Namen sich erobert hatte durch seine Schristen über den altdeutschen Meistergesang, durch die Märchen, das Hildebrandslied, die altdeutschen Wälder, den armen Heinrich und die Lieder der ältern Edda. Dieser junge Gelehrte war nur widerwillig in die diplomatische Lausbahn eingetreten; an den Ränken der Diplomaten hatte er ebensowenig Freude als an den rauschenden Vergnügen des Kongresses.

Eine intereffante Meußerung Grimms über Breußens damalige selbstsüchtige Bolitik findet sich in dem Briefwechsel mit seinem Bruder S. 394: Preußen verlangte wieder so ftark zu sein wie vor 1806, folglich deutsche Länder zu annexieren, weil es in Polen große Bebiete verlieren follte. "Aber es verliert Bolen nur, weil es fich nicht mit Desterreich und England energisch gegen die ruffische Habsucht erklärte, welche dann sicher hatte weichen muffen. Bielmehr liegt in dem hartnäckigen Anschließen Preußens an Rußland der ewige Grund, daß ihm Desterreich nicht trauen kann." (S. 437: "Preußen hat eben sehr wenig kerndeutsche Stämme, sondern begreift viele mit Slawen und Wenden vermischte Deutsche). Das Gute, Gerechte und allein Rechte über Polen wäre gewesen, dieses schmählich und schändlich getheilte und gefränkte Bolt soll jest, wo wir alle auf Gerechtigkeit dringen, wieder frei und ständig werden; es liegt heilfam zwischen Deutschland und Rußland. Ein paar Millionen Fremde und Judenseelen genug machten Preußen nie ftart; durch Gerechtigkeit und Milde allein fann es ftart sein in Deutschland."

In Wien machte er auch Bekanntschaft mit dem Westfahlen Werner von Harthausen, von dem ich später noch sprechen werde, und mit dem Romantiker Friedrich Schlegel, den er wegen seiner Ungeniertheit "Schliedrich Flegel" zu nennen pflegte, und der auch die Eigentümlichkeit besaß, daß, wenn er gute Speisen vor= gesetzt bekam, er dieselben zuerst mit den Augen und dann erst mit dem Munde verschlag. Dort sah er die Hohenemser Nibe-lungenhandschrift (C) im Besitz eines Herrn Fricart, dem er sie 1816 durch Bermittlung der Fürstin Elisabeth abkaufte, wo-durch er sie von der Verbannung in die Vibliothek des Engländers Spencer Malborough rettete. Die Zeitlage war auch angethan, sich ins Alterthum zu flüchten aus der trostlosen Gegenwart.

Plötlich traf am 7. März abends die Nachricht über Li= vorno in der Kaiserstadt ein, Napoleon sei aus seinem Käsig auf Elba ausgeflogen und an der französischen Ruste gelandet. Am 20. März zog er in der That wieder als Kaiser in die Tuilerien ein. Jest wurden die Kongregverhandlungen beschleunigt oder übers Knie gebrochen. Die vormaligen Mitglieder des Rheinbundes, der Großherzog von Baden und der König von Württemberg, mußten schonend in ihren Unsprüchen behandelt werden, wenn man sie nicht wieder auf Napoleons Seite treiben wollte. Die Sache der mediatisierten Rleinfürsten war daher auch diesmal verloren. Tief betrübt, mit wenig Hoffnung auf die Zu= funft, trat die Fürstin Elisabeth mit Lagberg die Beimreise in die schwäbischen Stammlande an, mit dem wenig tröstlichen Scheideworte des Raisers von Desterreich: "Allen fann i haltr nit helfen." Dag dem Freiherrn für seine Berjon die Auszeich= nung zu Theil ward, vom Kaiser mit dem Titel und Hofdienst eines f. f. Kämmerers beehrt zu werden, fonnte ihn mit bem Mißlingen seiner Sendung nicht versöhnen. Alls das Unvermeid= liche geschehen war, so blieb Ergebenheit an die Landesherren von Baden und Württemberg die einzig vernünftige Richtschnur die man in Donaueschingen handhaben konnte.

Am 4. Mai 1817 wurde der junge Fürst Karl Egon mündig erklärt; sein Titel blieb nur noch ein Titel, thatsächlich war er fortan nur ein Gutsbesitzer. "Du bist nun, schrieb die Mutter an ihren Sohn, rechtlich meiner Vormundschaft entlassen; aber der Gewalt meiner Liebe bleibst du es auf ewig nie, und wo meine Liebe dir nüßen kann, in Rath und That, bist du mein theures Kind, über das ich wachen will mit der Treue der Mutter bis zum letzten Athemzug."

Die Fürstin Elisabeth zog sich auf das Schloß Beiligenberg zurück und verlebte den Rest ihrer Tage entweder dort oder in der Schweiz. In demfelben Jahre 1817 fuchte Lagberg um Ent= hebung seines Dienstes nach und schlug seinen Wohnsitz zu Eppis= hausen im Thurgau auf. Zweierlei Liebhabereien beschäftigten ihn im Anfang feines neuen Aufenthaltes: Die Einrichtung einer Schweizerei, d. h. einer Milch= und Käsewirtschaft, und das Studium der Poesie des Mittelalters. Er schaffte sich große Alpenkühe an, deren riesige Gestalten ich noch im Stalle sah, als ich zuerst in Eppishausen auf Besuch war. Die Räse speicherte er auf, vernachlässigte aber ihre Pflege, und als man nach ge= raumer Zeit den Behälter öffnete, flog eine Unzahl Schaben heraus. Die Rase waren durchaus verdorben; nur einzelne Stücke waren noch genießbar, wenn man sie einweichte. Hie und da bekam man dann folche Rudera zum Nachtisch. Im übrigen gieng der ganze Vorrath für die Dekonomie verloren. Lagberg gab dann auch die Milch= und Käsewirtschaft auf. Gedeihlicher und segens= reicher war die andere Liebhaberei, die für die Dichtung des Bunächst erwarb er sich durch Schenkung, Tausch Mittelalters. und Kauf eine Masse darauf bezüglicher zum Teil feltener Bücher und zugleich eine reiche Sammlung von Sandschriften, die zu= sammen eine Bibliothet bildeten, wie in gang Deutschland fein zweiter Privatmann eine folche besaß. Außerdem standen in seiner Bücherei die kostbarften Ausgaben der griechischen und römischen Rlaffiter, die meisten Quellenwerte zur deutschen Geschichte, seltene Infunabeln und fast alle Werke der ältern und neuern deutschen, französischen und italienischen Litteratur. Der Fürstin wußte er etwas von dieser Liebhaberei beizubringen; denn er machte oft Besuche auf Beiligenberg, und sie machte Gegenbesuche in Eppis= hausen.

Nach dieser längern Abschweifung, die nöthig war, um uns mit den beiden bekannt zu machen, erlaube ich mir, die Lefer wieder nach Güttingen zurückzuführen, wo meine Frau und ich im Juli 1820 den vornehmen Besuch im Wirtshause bei der Schifflände begrüßten. Während sich meine Frau mit der Fürstin unterhielt, stellte sich der Baron mir als Freund der thurgauischen Geschichte vor. Er habe, sagte er, von Landammann Anderwert erfahren, daß ich mich mit diesem Gegenstande lebhaft befasse, und er hätte so mancherlei zu fragen und vermuthlich auch mitzutheilen. Er erfundigte sich nach meinen Hilfsmitteln, die damals erst in dem Auszug aus Fäsis Manustript über die Geschichte der Landgrafschaft Thurgau, in Stumpfs und Tschudis Chronifen bestanden. Wie leicht zu erachten, kam nun das Ge= spräch in lebhaftern Fluß; man tauschte schon jett einzelne Kennt= nisse aus, und der Schluß der Unterredung war, daß mich der Baron dringend einlud, zu weiterm Austausch unfrer wissen= schaftlichen Bedürfnisse ihn auf dem Schlosse Eppishausen zu Um nicht den Schein des Schmarogers auf mich zu laden, glaubte ich diesen Besuch nicht beschleunigen zu dürfen, obwohl ich sehr wißbegierig auf die Aussichten war, die mir der Freiherr eröffnete. Endlich nach vierzehn Tagen machte ich mich auf den Weg nach Eppishausen, wo ich sehr freundlich empfangen wurde und gar viel Interessantes aus der alten Zeit sah und hörte.

Von nun an gieng ich jeden Monat einmal nach Eppis= hausen ins Schloß hinüber; der Weg betrug etwa zwei Stunden. Der Baron saß gewöhnlich in der blauen Stude, angethan mit seinem grünen Ueberrock, der mit dem Malteserkreuz geziert war, und umgeben von Büchern und Handschriften. Er lebte schlicht und einfach, wie im Alterthum Marcus Porcius Cato auf seinem Landgute zu Tusculum. Wenn nicht feierliche Gasterei nothwendig war, so aßen wir in der Gesindestube, wie er es auch für sich so alltäglich hielt. Er saß dann hinter dem schweren Tische auf

einer tannenen Bank, auf welcher ein Brundfleck zu sehen war. Er pflegte diesen Fleck so zu erklären: Einst habe Satan auf dieser Bank gesessen und das Holz diabolisch imprägniert; seitsem aber der Hausherr das Kreuz darüber gemacht, und seitdem er das Kreuz jedesmal vor dem Essen schlage, sei auf Eppisshausen alles Satanswerk unschädlich.

Trat man in seine Bücherei, so war man erstaunt über die Menge nicht nur schöner moderner Werke, sondern nament= lich auch alter seltener Ausgaben und besonders vieler Hand= schriften auf Pergament und Papier. Es war darum einladend für Gelehrte, hier zu verweilen und zu arbeiten. Für den Geschichts= und Alterthumsforscher waren die zahlreichen Pergamenturkunden mit ihren Siegeln, die Chroniken und Jahrbücher, außerdem die Sammlung von Waffen, Geräthen, Glasscheiben, Münzen, Gemmen u. s. w. sehr verlockend.

Wenn man ihn fragte, wie er zu dieser Menge von Sachen gekommen sei, sagte er: "Ich habe gesammelt, so viel mir mögslich war. Nun legen auch Sie, junger Freund, zum nämlichen Iwecke fräftig die Hand ans Werk! Richten Sie Ihr Augensmerk am schärfsten auf dassenige, was dem Untergange nahe steht und, einem ungewissen Schicksal preisgegeben, der Rettung bedarf, damit es nicht spurlos verschwinde! Hauptsächlich schenken Sie den sog. Hausbriesen, den Urkunden im Privatbesit volle Ausmerksamkeit; sie ergänzen die Lücken der Archive, und diese hinwieder diesenigen Ihrer Sammlung. Iedes historisch merkswürdige Ueberbleibsel aus der Vorzeit sei Ihnen ein Fingerzeig zur Mitwirkung für dessen Forterhaltung, und wäre es auch nur durch Stift und Feder! Was ich selbst besitze, steht zur Ersleichterung Ihrer Forschungen stets bereit!"

Das Gut, das zum Schlosse Eppishausen gehörte, war sehr beträchtlich; dennoch vergrößerte er es durch Ankäuse. Zuvörderst mußten, als er es antrat, 34 Haushaltungen, die sich allmählig dort eingenistet hatten, entfernt werden; dann galt es, das Schloß

wieder wohnlich herzustellen, die Gärten zu ordnen, neue Wege und Anlagen zu machen. Ferner erwarb er sich einen Wiesenfompler zwischen dem Schloß und dem Dorfe Erlen von nahezu 20 Jucharten. Chenjo arrondierte er seinen Waldbesitz, zu welchem u. a. ein prachtvoller Buchenwald mit riefigen Stämmen gehörte. Lagberg verleugnete seine Forstnatur auch jett nicht. Nicht nur ärgerte sich der weiland fürstenbergische Oberförster beim Spa= ziergange durch seine Wälder, falls er bemerkte, daß ihm Holz gestohlen worden sei, sondern er betleidete den steilen Abhang, der vom Schlosse gegen den Bodensee herabfällt, mit junger Waldung von Laub= und Nadelholz. Dort froch er oft stunden= lang auf allen vieren in den Falten des Abhanges umber, um die schickliche Stelle zu finden, wo ein Ahorn, eine Eiche oder Linde gepflanzt werden konnte. Etwas Rostbares besag der Frei= herr ferner an feinen Reben; denn der Eppishaufer mar einer der besten Weine im ganzen Thurgau. Freilich wurde auch die Weinlese mit aller Sorgfalt unternommen und durchgeführt. Der wichtigste Weinberg mar der hinter dem Buchenmalde; die Lese wurde bis turg vor Schneefall zu Ende Ottobers oder zu Un= fang Novembers verschoben. Es war ein Prachtswein, dieser Eppishauser! Für mich und einige andere intime Freunde stand im Reller ein besonderes Fäßchen bereit, aus dem wir bewirthet wurden: man nennt ein solches Fäßchen in der Schweiz "Stege= fäßli", weil es vor Zeiten unter oder neben der Kellertreppe gelagert mar. Zuweilen fagen wir im Freien am uralten Stein= tisch des Buchenhaines, wo einst die Ritter und die Sänger der Minne wohl auch ihres Lebens sich gefreut hatten.

3weite Badenfahrt.

In dieser Zeit ersuhr ich die erste Baterfreude; denn am 9. Juli 1820 wurde mir ein Mädchen geboren, das in der h. Tause den Namen Julie erhielt. Während aber Mutter und Kind sich guter Gesundheit erfreuten, regte sich die verharschte Wunde meines Fingers wieder, so daß der Arzt in Güttingen

und mein Schwager Rusch in Speicher mir dringend anriethen, neuerdings eine Badenfahrt zu machen.

Bu Anfang der letten Woche im Juli trat ich die Reise an, indem ich auf dem Wagen des Boten nach Konstanz fuhr. Unterwegs war ich im Gedanken an meine Lieben, die ich ein= fam im Pfarrhause zu Güttingen zurückgelassen, stumm geworden, jo daß mein Begleiter zulett bald eingeschlafen mare. Als wir uns der Stadt Konstanz näherten, suchte ich nach Stoff zur Unterhaltung. Ich fragte also, was es wohl mit der Sage auf sich habe, die Stadt sei seit etwa sechzig Jahren so gesunken, daß, wo die Straße vormals ganz eben durch das Thor in die Stadt gelaufen sei, dieselbe nun bedeutenden Fall habe. Dieses Sinken schien uns um so eber möglich, da die Stadt auf keinem Felsengrund stehe, das Wasser also durch den Sand= und Lett= boden leicht durchdringen, einzelne Theilchen auflösen und mit sich fortführen könne, und zwar so allmälig, daß die Bewohner der Stadt es felbst nicht mahrnähmen. Man follte freilich glauben, daß durch das Sinken in den Säusern und in den Ringmauern der Stadt Risse entstehen müßten. Allein denkt man sich die gleichförmige Schwere, mit welcher die Fundamente drücken, und schließt man daraus auch auf ein gleichförmiges Sinken; erwägt man die Länge der Zeit, mit der diese Beränderung bei mehreren Geschlechtsfolgen gleichsam vorbeischleicht; nimmt man an, daß manchmal ein Rig oder die Schiefheit eines Gebäudes nicht der Wirkung des dasselbe tragenden Grundes, sondern der Beraltung oder einem Tehler des Baumeisters zugeschrieben werden muß: jo findet man es nicht gang thöricht, über die Sage, die ich schon von meinem jeligen Großvater vernommen und seither von vielen Leuten bestätigen gehört habe, ein wenig nachzudenken und sie mit der Frage, wie sich im Berlaufe der Zeit das Ufer des Boden= sees und sein Ausfluß verändert habe, in Verbindung zu setzen und dazu u. a. auch die bei Güttingen im See gefundenen rudera, die Beobachtungen über das Un= und Wegschwemmen an verschiedenen Stellen des Ufers u. j. w. zu benutzen. Eswäre, wie man an dem Beispiel des Luzerner= und Genfersees sieht, gar wohl möglich, daß der Bodensee durch die Verengung seines Ausflusses bei Konstanz und durch die Rheinmühle, welche auf denselben drückt, wäre aufgeschwemmt, der Drang des Wassers aber dadurch so verstärkt worden, daß es nun unter der Stadt durchwühlte. Sowohl die Anwohner des Sees hätten in diesem Falle auf Gegenmaßregeln zu denken, damit nicht von Jahr zu Jahr ihnen immer mehr Land weggeleckt würde, als auch die Bürger zu Konstanz, damit sie nicht einst in den See zu verssinken fürchten müßten.

Solche Gedanken hatte ich mir schon vor einigen Jahren gemacht; nun fragte mein Fuhrmann auch den Thorwärter, der als geborner Bürger von Konstanz wohl etwas mehr als ein anderer hätte wissen sollen. Dieser erklärte die Sage für Fabel-werk und behauptete, dieselbe sei nur daher entstanden, daß man vor einigen hundert Jahren, als man den Thurm an der äußern Kingmauer baute, in der Tiese einige Schwibbögen gefunden habe, es also allerdings wahrscheinlich sei, daß ehemals ein Theil des Kheins durch den jetzigen Stadtgraben geslossen sein Auch die Kapuzinerkirche habe ähnliche Vermuthungen veranlaßt: weil sich der Damm erhöht habe, habe man geglaubt, die Kirche sei gesunken.

Der Thorwart bemerkte uns auch noch, daß diese Kirche nun für den reformierten Gottesdienst bestimmt sei, und daß am nächsten Bettag ¹⁰⁹) die erste evangelische Predigt in derselben werde gehalten werden. Die Konstanzer schienen aber diese Ün= derung nicht mit ruhigem Gemüthe zu ertragen; ich machte selbst die Erfahrung davon. Als ich nämlich die besagte Kirche etwas näher in Augenschein nehmen wollte und deswegen zwei alte

¹⁰⁹⁾ Der erste seierliche Gottesdienst evangelischer Konfession fand barin am 19. Dez. 1820 statt. Marmor, Gesch. Topographie der Stadt. Konstanz, S. 215 fg.

Weiber, die vom Damme herkamen, befragte, ob das vor mir stehende Gebäude die ehemalige Kapuziner= und jetzige evangelische Kirche sei, schienen sie von einem solchen Abscheu ergriffen zu werden, daß sie mir gar keine Antwort gaben, sondern mit der Hand eine Bewegung machten, wie wenn sie sich bekreuzigten, und davon liefen. Vielleicht mochte sie mein schwarzer Rock zu der Meinung gebracht haben, ich sei selbst der reformierte Pfarrer.

Bald darauf nahm ich meinen Tornister auf den Rücken und marschierte zur Stadt hinaus gegen Tägerweilen. Der Himmel war immer noch heiter; aber ehe ich michs versah, kam ein Regenschauer und auf diesen bald ein so heftiger Platregen, daß ich bei dem ersten Hause des genannten Dorfes in die Scheune hineinsprang, um vor der Rässe, vor welcher mich mein Regen= dach nicht mehr schützen konnte, sicher zu sein.

Der Regen hatte noch nicht ganz aufgehört, als ich schon wieder aufbrach, und wohlgemuth die Bergstraße gegen Wäldi hinanstieg, bis ich das Thal des Bodensees ganz aus den Augen verlor und in einen neuen Gesichtskreis, den des Thurthals, hineintrat.

Während eines heftigen Regens traf ich in Müllheim ein, wo ich zu Mittag speiste und zu meiner Unterhaltung den Herrn Pfarrer (Valär, einen Bündner von Zenah) rufen ließ. Wir sprachen allerlei über die Pfrundverhältnisse. Er versprach mir seinen Einfluß auf mehrere angesehene Gemeindeglieder, wenn ich mich nach Märstetten melden wolle, wo mein Freund Vogler Vitar und der alte Pfarrer Trachsler eben gestorben war. Zuseht kam es aber heraus, daß er Hrn. Vogler schon dasselbe Versprechen gethan habe und also nur dann für mich thätig sein wolle, wenn der Vikar von seinen Ansprüchen zurücktrete. Von seinem Nachfolger Hanhart in Matsingen sprach er gar nicht günstig; er nannte ihn eine Canaille und bedauerte, daß durch ihn auch Waron versührt worden sei. Die beiden Herren hätten bei einander ein selbst für die Gemeinde ärgerliches Leben ge=

führt, seien oft Sonntag nachmittags verreist und bis Samstag nicht mehr nach Hause gekommen.

In Frauenfel'o besuchte ich nächst meinem alten Philister, dem Präzeptor Rappeler, den Doktor Reller. Als er mein Bor= haben, eine vollständige Badefur zu machen und die arthritischen Abnormitäten dadurch umzustimmen, vernahm, billigte er zwar meine Reise nach Baden, widerrieth mir aber die ganze Kur, indem er behauptete, das Uebel sei nicht arthritisch, sondern strophulös. Ich würde wahrscheinlich nicht einen Ausschlug erhalten, und einen Ausschlag erbaden zu wollen durch übertrieben häufiges Baden, sei thöricht. Er rieth mir, das Bad nur mäßig zu ge= brauchen, das Wasser jeden Morgen zu trinken und mich den Berftreuungen und Vergnügungen hinzugeben. Sobald ich durch dieses Verhalten mich etwas werde gestärft haben, würden die Wunden zuheilen, und so würde ich nach etwa vierzehn Tagen meine Rur beendigen können. Aus verschiedenen Gründen, die sich theils auf das Zutrauen zu meinem vormaligen Leibarzt Reller, theils auf die in meinem Geldbeutel bald eintretende Ebbe, theils auf den Wunsch, bald wieder nach Saufe zu kehren, ftütten, beschloß ich, die Rathschläge des Dr. Reller zu befolgen. Bei meiner Zurückfunft, sagte er, sollte ich noch das Schwalbacher Wasser mit Ruhmilch trinken und mir viel Bewegung geben.

Dienstag morgens (25. Juli) trat ich mit Hrn. Provisor Denzler die Reise von Frauenfeld nach Zürich an. In Töß miestheten wir ein Wägelchen und fuhren nach Zürich. Dort wollte ich einige Herren und Freunde aufsuchen, traf aber keinen, weil sie in den Ferien verreist waren. Die Stadt kam mir deshalb fürchterlich öde vor; darum pilgerte ich auf der Straße nach Baden weiter; die Luft war mit Nebel angefüllt und die Ausssicht deswegen beschränkt, und mein Kopf wegen des wenigen Schlases, den ich die vorige Nacht genossen, etwas schwer. Endslich weckte der Anblick eines ganz von rothen Steinen gebauten Hügende meine Aufmerksamkeit; es stand über der Thür dessselben folgende Inschrift:

Ein großer rother Ackerstein, In manches Stück zerbrochen klein Durch Menschenhand und Pulvers Gwalt, Macht jezund dieses Hauses Gstalt. Vor Unglück und Zerbrüchlichkeit Behüt' es Gottes Gütigkeit! 1674.

Ein Bauer versicherte mich, der Stein sei so groß gewesen, daß man noch ein zweites Haus dieser Größe hätte bauen können. Ich wußte nicht, ob ich den sonderbaren Einfall des Erbauersbewundern oder belächeln sollte. Mir wäre es ganz einerlei, ob mein Haus aus einem oder aus mehreren Steinen gebaut wäre, wenn es sich nur gut darin wohnen ließe; aber die Welt hat nun einmal ihre Freude an Sonderbarkeiten und ist stolz auf Dinge, die keinen andern Werth haben, als daß sie einzig in ihrer Art sind.

Die Wolfen zertheilten sich, und heiterer Sonnenschein ver= schönerte den Abend; ich aber wäre bald müde geworden, und statt zu singen, gahnte ich vor mir her. Daher trat ich in das Wirthshaus zu Weiningen, zwei Stunden von Zurich, ein und nächtigte dort. Erst eine Stunde von da, in Würenlos, früh= stückte ich etwas am andern Morgen und setzte dann meinen Weg in Gesellschaft eines Bürgers von Gogau, welcher die Ge= schichte des bekannten unglücklichen Kirchensturzes samt der Pre= digt hausierend verkaufte, weiter nach Baden fort. Dort trat ich in den Gafthof zum Bären bei den Bädern ein; aber ich mußte bis zum Nachmittag warten, ehe ich das Zimmer, das Hr. Dorrer für mich bestimmt hatte, benuten konnte. In den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Baden nahm ich den Umstand, daß ich einen Bürger von Güttingen der Bade = Armen = Rommission empfohlen hatte, zum Anlag, die Einrichtungen für die Armen kennen zu lernen. Diese Unstalten, die Armen und Nothleidenden zu unterstüten, waren vortrefflich und verdienten den Stiftern unsern Dank. Jeder Arme, er mochte kommen, woher er wollte, wurde, wenn er ein Armuthszeugnis mitbrachte, aufgenommen

und erhielt nicht blos die Erlaubnis, das Bad zu gebrauchen, sondern auch Wohnung und Kost ganz unentgeltlich.

Während der Kur machte ich mir möglichst viel Bewegung auf Spaziergängen in Badens Umgebungen. Eines Nachmittags suchte ich die Einsiedelei auf, von der mir die Kurgafte gesprochen hatten. Ich kannte den Weg nicht; denn statt längs des Waldes zu gehen, gerieth ich in den Wald hinein, dann auf die Höhe und merkte nun erft, wo ungefähr die Einsiedelei liegen muffe, begann deshalb den Berg hinunter zu klimmen durch Dornen und Steine und strengte mich dabei jo fehr an, daß ich in starken Schweiß gerieth. Endlich gelangte ich zu einem ziemlich wilden Waldbach, der sich tief in einen Felsen eingefressen hatte und einige Wasserfälle bildete. Sier, dachte ich, ists romantisch; dies ist wohl der Ort, wo der Einsiedler gewohnt haben muß; allein ich fand die Hütte noch nicht. Erst als ich dem Bache entlang aus dem Walde heraustam, fah ich auf der linken Seite einen Haufen Steine, die Ueberbleibsel der Einsiedelei. Noch vor me= nigen Jahren hatte der Einsiedler hier gelebt und viel Besuch von den Badegaften bekommen. Er vergaß aber sein Gelübde, tanzte und füßte wie ein Bube und gab verliebten Baaren für gute Bezahlung in seinem Süttchen Unterschlupf und Sicherheit. Er wurde daher aus feiner Siedelei vertrieben und feine Hütte zerstört.

Mit dem Baden hatte ich ein paar Mal Pech. Von einem Ausflug kamen wir einmal erst des Nachts in unsern Gasthof zurück; ich hatte also die Badezeit versäumt. Nichtsdestoweniger gieng ich geschwind ins Bad hinunter, um zu sehen, ob es noch nicht geleert sei. Es war noch voll. Schnell holte ich ein Licht, suchte mein Badehemde, lief hinunter, zog mich aus, setzte mich hinein, und siehe! es war ganz trocken und wasserlos. Der Bader hatte unterdessen das Wasser abgezapst.

Nicht besser gieng es mir am Sonntag Morgen. Um früh, bevor die Hitze komme, einen Spaziergang machen und dann die Thurg. Beiträge XXXVII.

Kirche besuchen zu können, stand ich um 5 Uhr auf und wollte ein Bad nehmen, fand aber schon jemand dein sigen. Ich fieng an zu lärmen und fagte, es sei mein Bad. Der Mensch im Bade entschuldigte sich, man habe ihm dieses angewiesen. gieng hinaus, indem ich meine Wäsche dort ließ, und beklagte mich bei dem Bader mit starken Vorwürfen. Er entschuldigte sich mit dem Mangel an Bädern und tröstete mich damit, der Herr im Bade sei nichts weniger als ein gemeiner Rerl. Run, dachte ich, so baden wir gemeinschaftlich oder der Bader muß mir ein anderes Bad zurichten. Allein der Fremde hatte unter= deffen die Thur der Zelle geschlossen und wollte mich nicht hinein= laffen und mir auch mein Badhemde nicht herausgeben. mußte also nolens volens warten, bis es ihm beliebte, her= auszugehen. Unterdessen kam ich doch noch zur rechten Zeit in Dier lernte ich meinen Bade-Usurpator kennen: es die Kirche. war Herr Böhni von Berlingen!

Namhafte Personen traf ich diesmal nicht, außer den Dichter Albr. Fröhlich von Brugg, der mit mir in Zürich studiert hatte, und den Dekan Sohm von Waldshut, der eine Geschichte von Waldshut in Arbeit hatte.

Ich spürte in meinem Arm und in meinem Finger schon bedeutend mehr Kraft als vorher und machte mich nach vierzehn= tägiger Kur am 9. August auf den Heimweg über Zürich, Frauen= feld, Tuttweil nach Güttingen, wo ich am 13. eintraf. Ganz hergestellt war ich noch nicht; ich fühlte mich aber ziemlich wohl und bekam ordentlich Lust zum Essen durch den Gebrauch des Schwalbacher Wassers. Frau und Kind traf ich gesund und munter.

In diesem Jahre hielt ich abermals einen Vortrag in der st. gallischen naturforschenden Gesellschaft und zwar über die Geschichte des Torfes in der Schweiz. Vor 100 Jahren, sagte ich, habe man in der Ostschweiz den Torf noch nicht gekannt. J. J. Scheuchzer habe zuerst seine Vaterstadt Zürich bei der Steigerung der Holzbreise auf den Torfbau aufmerksam gemacht. Zu Rüsch= Tikon am Burcher=See sei der erste Torf gegraben worden; doch habe Vorurteil und Gewohnheit sich noch lange gegen die Be= nutung desselben gesträubt. Bon Zürich habe sich das Torfgraben in andere Theile der Schweiz verbreitet, und die Erfahrung, daß die Torfasche ein Düngmittel sei, habe nicht wenig zur günstigen Aufnahme beigetragen. Obervogt Büst zu Wellen= berg sei der erste gewesen, der im dritten Jahrzehnt des vorigen Sahrhunderts auf seinen Gütern im Thurgan den Torf aufge= fucht, aber, durch mancherlei Schwierigkeiten genöthigt, wieder Glücklicher sei Obervogt Füßli in habe davon abstehen müssen. Pfyn gewesen, der den Torf als Brennmaterial und Düngungs= mittel mit so entschiedenem Vortheil benutt habe, daß er überall von den Gemeinden um Rath und Anleitung angegangen worden Seitdem betreibe man das Torfgraben in vielen Gegenden sei. des Thurquus au großer Holzersparnis. 110)

Auf Martini nahm ich vier Knaben von Tuttwyl, darunter meinen Bruder Johannes (geb. 28. Juni 1807), als Pensionäre ins Pfarrhaus; ich unterrichtete sie fleißig im Französischen, Deutschen und besonders in den Realien. Sonst kam in diesem Jahre nichts weiter Bemerkenswerthes vor; das Leben verlief in seinem gewöhnlichen Gange.

1821.

Noch im letzten Jahre, als ich in Zürich studierte, waren dorthin zwei jüngere Landsleute, Thomas Bornhauser und Kaspar Mörikofer gekommen, um auch ins Collegium Carolinum einzutreten. Der erstere, wegen seiner Schulkennt=nisse, die er mit einem guten Mundstück zu verkausen wußte, frühzeitig geseiert, bekam die Stipendien gleichsam angeschmissen; der letztere, dem Antistes Sulzberger, ich weiß nicht aus welchem

¹¹⁰⁾ Das Material zu diesem Vortrag fand P. in Fäsis Geschichte der Landgrasschaft Thurgau, Anhang. Abgedruckt in diesen Beiträgen Heft 24 (1884), S. 9—18.

Grunde, nicht recht genehm, mußte sich schwer durcharbeiten. Jener, eine von Haus aus mehr burschikose Natur, besaß äußere Gaben, die ihn bei Studenten beliebt machten; dieser, mehr bescheiden und schüchtern, verkehrte in Zürich in guten Familien und war bald mit den Verhältnissen eines gebideten Gesellschafts= lebens vertraut. Bornhauser verließ Zürich mit einem Aft, der Aufsehen erregte. Er berichtete Die Thatsachen an seine beimathliche Behörde freilich etwas gefärbt und schrieb unterm 14. Februar 1821, daß er vom theologischen Examen in Zürich sei abgewiesen worden, weil er durch einige geringfügige Verletzungen der Schul= gesetze seine Professoren gegen sich aufgebracht habe. gab er zu, daß er bei Eröffnung der Wegweisung, von Unwillen ergriffen, vorgetreten sei und ausgerufen habe, er appelliere an die Zeit; diese möge entscheiden, ob es ihm zur Schande ge= reiche, zurückgewiesen worden zu sein, oder seinen Richtern. 111) Mag man nun auch das Benehmen der Professoren, wie Bornhauser wiederholt es darstellte, kleinlich finden, so war es doch immerhin eine Schnödigkeit von einem Schüler, seinen Lehrern auf diese Weise zu begegnen. Diese Auffassung hatte auch der thurgauische Kirchenrath; denn er äußerte dem zürcherischen Schul= Convent in einem Schreiben sein Bedauern über dieses Benehmen Bornhausers. Doch stellte es die Behörde weniger als eine Auße= rung seines stark entwickelten Selbstbewußtseins denn vielmehr als einen unbesonnenen Jugendstreich dar, und da sie ihm die Carriere nicht verderben wollte, nahm sie ihm am 19. Juni ein Nacheramen in Dogmatif, Moral und Homiletif ab, das er zur all= gemeinen Zufriedenheit bestand. Er übernahm dann in Weinfelden die Provisor=Stelle, welche durch den Weggang Kaspar Zehnders

¹¹¹) Ein ähnliches schnödes Wort hatte einst (1749) der schuldbewußte Lessing seinem frommen Vater an den Kopf geworfen: "Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christl. Lehre im Munde hat 2c. 2c.", ein Wort, das von manchen Litterarshistorikern immer noch als besonders genial hervorgehoben wird.

von Schaffhausen erledigt worden war. Ein Jahr später bestand Mörikofer sein theologisches Examen ehrenvoll in Zürich und wurde dann der Nachfolger Denzlers im Provisorat zu Frauenfeld.

Meine Frau konnte sich als Appensellerin nicht recht in das thurgauische Dorfleben schicken. Die Stragen waren sehr schlecht; wenn es daher regnete, so entstand ein entsetlicher Roth in den Baffen, also daß man durch das Dorf wie durch einen Sumpf waten mußte mit Gefahr, alles was man angezogen hatte, zu ruinieren. Unsere Milch, die wir zum täglichen Bedarf brauchten, hätten wir wohl von den vermöglichern Bauern erhalten können; allein die wollten kein Geld dafür in Empfang nehmen, und uns war es natürlich nicht angenehm, in solcherlei Verbindlich= keiten mit den Pfarrkindern zu gerathen. Die ärmern hingegen bedurften ihre Milch selbst. Wir sahen uns unter diesen Um= ständen genöthigt, eine Ruh zu halten und überhaupt eine kleine Dekonomie zu machen, deren Besorgung durch die Magd mancher= lei Unannehmlichkeiten mit sich brachte. Es stand uns außerdem noch etwa eine halbe Juchart Reben zur Benutung. Mit den Beschenken, die uns von unsern Pfarrkindern dargereicht wurden, gerieth meine Frau ebenso sehr in Verlegenheit, als daß sie Freude darüber empfand; sie hätte lieber selbst geschenkt, als daß fie Beschenke empfangen sollte.

Nun war schon das Jahr zuvor die Helferstelle in Bisch of szell erledigt worden, dadurch daß der bisherige Diaston, Jakob Sauter, die Pfarrei Salmsach übernommen hatte. Diese Stelle hätte mir gepaßt. Ökonomisch stellte ich mich zwar ziemlich gleich. In Güttingen bezog ich an jährlicher Baarbesfoldung 450 Gulden, dazu an Brennholz etwa 50 Gulden, also zusammen etwa 500 Gulden. In Bischosszell trug die Helferei auch jährlich 500 Gulden ab. Allein ich konnte dort noch die Schloßpredigerstelle in Hauptweil damit verbinden, welche jährlich 27 Louisd'or (300 fl.) eintrug. Seit 1664 besaß nämlich die st. gallische Familie Gonzenbach Schloß und Gerichtsherrlichkeit

Ju Hauptweil (als Fideikommiß) und hatte 1693 von den dem Thurgau regierenden Orten die Bewilligung erhalten, im Schloß daselbst für sich eigenen Gottesdienst zu halten, ihre Kinder tausen und die Verstorbenen auf ihrem Gute begraben zu lassen. Sie ließ immer noch an Sonn= und Feiertagen Gottesdienst halten, der gewöhnlich durch den Helfer aus Vischosszell versehen wurde, welcher nebst seiner Besoldung noch hübsche Honoranzen dafür empfieng. Für mich aber hatte die Helferstelle in Vischosszell ganz, besondere Annehmlichkeiten, die mich verlockten. Ich hatte nur Sonntags um halb 7 Uhr eine Frühpredigt und außerdem in der Woche noch eine Predigt zu halten, also recht viel Muße für wissenschaftliche Arbeiten. Außerdem war Vischosszell ein kleines Städtchen, in welchem man mehr Umgang mit gebildeten Leuten haben konnte.

Wegen der Bewerbung hatte ich mich im August des Jahres zuvor an den Antistes Sulzberger gewendet; der aber hatte mir geschrieben, man hege in Bischofszell die Absicht, die Helferstelle aufzuheben und einstweilen mit der Pfarrstelle zu verbinden, um dadurch den geschwächten Kirchenfonds sich wieder etwas erholen zu laffen. Deswegen habe die Regierung das vakante Diakonat noch nicht ausgeschrieben. Doch sei das alles nur Gerücht. der That wartete die Regierung mit der Ausschreibung der Helfer= stelle, die nun doch belassen wurde, wie sie war, bis zum Früh= jahr 1821. Bis zum ersten Mai meldeten sich außer mir noch Vogler und Maron. Das Vorschlagsrecht stand bei der Gemeinde. Aber nun hieß es wieder, die Stadt= und Landbürger von Bi= schofszell seien wegen dieses Vorschlagsrechtes mit einander in Streit gerathen, indem die Stadtbürger dasselbe für sich allein in Anspruch nehmen, die Landbürger ihnen dies aber nicht zu= Ich wurde darüber fast ungeduldig und hätte gestehen wollten. meine am 24. April gestellte Anmeldung bald zurückgezogen; allein bei näherm Überlegen fand ich beffer, es gehen zu laffen, wie es gehe.

Endlich am 13. Juni schlug die Kirchgemeinde mich und Bogler für die erledigte Stelle vor, und am 15. Juni mählte der Kleine Rath mich zum Helfer oder Diakon in Bischofszell. Sofort sollte dann die erledigte Pfarrstelle in Güttingen ausgeschrieben und ich der Gemeinde zu Bischofszell durch den Kaspitels=Vorstand vorgestellt werden. Für das regiminelle Wahlschert hatte ich einen Louisd'or zu bezahlen. Meine Ernennung zum Schlößprediger in Hauptwyl erfolgte am 4. Oktober und erhielt am 9. die landesherrliche Bestätigung.

Um 28. Oktober hielt ich die Abschiedspredigt in Güttingen, nachdem ich drei Monate weniger als vier Jahre daselbst Pfarrer gewesen war. Noch schwach und halb frank am Körper und noch ungeübt im Predigen war ich als Vikar zu Anfang Februars 1818 in die Pfarrei gekommen. Manches harte und lieblose Urtheil mußte ich am Anfang über mich hören, da die Leute, durch die aus= gezeichnete Beredsamkeit meines Vorgängers verwöhnt, ähnliche Leistungen von mir erwarteten. Allmählig gieng es mir besser. Meine Gesundheit erholte sich, und ich fühlte neue Kraft, neuen Mit manchem unzweideutigen Beweis gab mir die Ge= meinde zu erkennen, daß sie meinen guten Willen erkenne, und so hätte sich hoffen laffen, daß Gemeinde und Seelforger noch lange in friedlicher Eintracht zusammen bleiben würden. Allein Gründe, die schon manchen meiner Vorfahren nöthigten, einen andern Wirkungsfreis zu suchen, Gründe, denen abzuhelfen die Gemeinde sich nicht fähig oder nicht verpflichtet glaubte, haben auch mich gezwungen, eine andere Stelle zu suchen, die freilich in mancher Beziehung etwas beschwerlicher war, mir es aber eber möglich machte, in der Zeit meiner Jugendkraft für das irdische Wohl der Meinigen zu forgen.

Geboren wurden während meiner Amtsdauer in Güttingen 113 Kinder, fonsirmiert 51, beerdigt 95 Personen, kopuliert 32 Paare.